

# Die Baukultur der Lehengerichter Höfe

Von Hardy Happle

Auch wenn die bis heute erhaltenen, schon im Spätmittelalter erwähnten, Lehengerichter Hofgüter über die Jahrhunderte – vor allem freilich in den letzten 100 Jahren – erheblichen Veränderungen unterworfen waren, lässt sich in jedem Hofgebäude die Urform, die zugrundeliegende Typologie, noch heute erkennen. [Abb. 1, 2]

Abb. 1: Die Urform: Der Lorenzenhof aus Oberwolfach von 1608, im Freilichtmuseum Vogtsbauernhof. Aufnahme 2016



Abb. 2: Der Eulersbacher Hof von 1634, damals dem Lorenzenhof sehr ähnlich. Unter den Veränderungen verbirgt sich noch immer die Urform. Aufnahme 2016



Es war der Gründer des Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtsbauernhof, Hermann Schilli, der als erster eine Klassifizierung der Schwarzwaldhöfe in verschiedene Typen vorgeschlagen hat. Seit 1953 gilt seine Einteilung in sechs Bauformen<sup>1</sup> als verbindlich und wird immer wieder bemüht, auch wenn die heutige Forschung die methodische Unschärfe zu Recht kritisiert. Mit lediglich zwei Ausnahmen gehören sämtliche

anderen großen Lehengerichter Hofgebäude zu demjenigen Typus, den Schilli das „Kinzigtäler Haus“ nennt. Dessen Kennzeichen ist es vor allem, dass seine Erbauer eine andere Holzbautechnik verwendeten als in anderen Teilen des Schwarzwaldes. Darauf wird noch einzugehen sein.

Als Schilli im zweiten Viertel des 20. Jahrhunderts den Schwarzwald erforschte, zeigten sich im Lehengericht noch etliche der Höfe in einer sehr ursprünglichen Bauweise, so wie sie jahrhundertlang Gültigkeit hatte, und waren in Gänze oder wenigstens in einzelnen Bauteilen tatsächlich bis zu 400 Jahre alt. Die stattlichen Hofreiten wurden von den für den Schwarzwald charakteristischen Nebengebäuden in typischer Bauweise komplettiert: Kornspeicher, Backhaus, Bienenhaus, Wagenschopf, Leibgedinghaus und Getreidemühle. [Abb. 3] Trotzdem fand keines der Gebäude aus dem Lehengericht Eingang in Schillis Standardwerk „Das Schwarzwaldhaus“. Zu vermuten ist, dass daran vor allem die stolz aufragenden hohen Giebeldächer der Hauptgebäude schuld sind, denn Hermann Schilli selbst erlag dem volkstümlich-romantischen Bild des typischen Schwarzwaldhauses, das sich unter ein weit überkragendes Halbwalmdach oder aber in höheren Lagen unter ein Vollwalmdach zu ducken hatte. Zwar zeigte Schilli in seiner Publikation einige wenige Häuser mit Satteldach in unmittelbarer Nähe zum Lehengericht, etwa den Spinnerhof in Halbmeil oder den Faisthansenhof im oberen Kirnbach, er tat sie aber entweder ab als späterer Umbau und ließ sie mitunter in den Zeichnungen kurzerhand wieder auf einen Halbwalmdach zurückrüsten, oder aber er verbannte sie ins Kapitel „Mischformen“.



Abb. 3: Der Konradsbauernhof im Sulzbächle in einer Aufnahme von 1936. Hofgebäude, Leibgeding und Schopf von 1881, Kornspeicher von 1823 mit späterem Schindelmantel, Mühle und Backhaus (17. Jh.).



Auch dass etwa jedes Dritte der großen Hofgebäude im Lehengericht nicht wie die restlichen als reiner Holzbau, sondern in Fachwerkbauweise errichtet war, und zwar durchaus nicht zwingend als Umbau der Zeit um 1900, sondern schon sehr viel länger, wie wir heute wissen, passte nicht in das traditionelle Bild des Schwarzwaldhauses. [Abb. 4, 5]

Schilli bildet zwar wenige Fachwerkhöfe ab (die aber wenigstens über ein Halbwalmdach verfügen), seine Formulierungen, diese seien ebenso wie der hohe Giebel in den Schwarzwald eingedrungen, gar „in das Herz des Schwarzwaldes vorgestoßen“<sup>2</sup>, zeigen aber unmissverständlich, was er davon hält. Tatsächlich beweisen heutige dendrochronologische Untersuchungen unzweifelhaft, dass Schilli häufig um hundert Jahre mit seinen gefügekundlichen Datierungen der so archaisch anmutenden Holzbauten danebenlag. Die ältesten, deren Erscheinungsbild sich aufgrund der Menge und Qualität der erhaltenen Bauteile halbwegs rekonstruieren lässt, wurden in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts errichtet, die meisten der von Schilli weit ins 16. Jahrhundert zurückdatierten Höfe, entstammen dem 17. Jahrhundert, das Gros der heute noch erhaltenen historischen Bauten wurde im 18. Jahrhundert erbaut.

Im Lehengericht wurde bisher keiner der noch heute erhaltenen Urhöfe, die schon in den Lagerbüchern 1491 Erwähnung finden, anhand vermeintlich ursprünglicher, vielleicht im Verborgenen erhaltener Holzteile dendrochronologisch exakt datiert. Bei einigen Häusern ist bekannt bzw. offensichtlich, dass es sich um Neubauten des 19. Jahrhunderts handelt. Bei den allermeisten kann man bislang in Analogie zu den

außerhalb des Lehengerichts datierten Häusern gefügekundlich nur vermuten, dass sie im Kern dem 17. oder 18. Jahrhundert angehören. Eine irgendwo am Haus angebrachte Jahreszahl, beispielsweise im sandsteinernen Türsturz des Stall- oder Kellereingangs, manchmal mit Initialen versehen, kann einen Hinweis geben, in vielen Fällen zeigte sich aber, dass sie lediglich einen Besitzerwechsel nach einem Verkauf datiert. Größere Aussagekraft hat nach der Erfahrung des Verfassers eine Jahreszahl im Herrgottswinkel zwischen den Fenstererkern in der Außenecke der Großen Stube. Die hölzerne Eckstütze, in den sie eingeritzt ist, ist jedoch weitaus seltener bis heute erhalten geblieben als der besagte Sturz der Kellertüre.

Unstreitig ist jedoch: In kaum einem Schwarzwaldtal hat sich die bis weit ins 16. Jahrhundert zurückreichende Bauform des „Kinzigtäler Hauses“, trotz der Hermann Schilli befremdenden Satteldächer, so flächendeckend erhalten wie im Lehengericht. Während sich woanders im Schwarzwald Grundrisse wandelten, ehemals eingeschossige Wohnungen von zweigeschossigen verdrängt wurden und neue Konstruktionsweisen Einzug hielten, blieb im Lehengericht der ursprüngliche Aufbau, die ursprüngliche Nutzungsverteilung und zumindest bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts auch die ursprüngliche Konstruktionsart erhalten.

Auch dort, wo sich die Anforderungen an die Gebäude durch Veränderungen in der Wirtschaftsweise stark wandelten, egal ob bei den

Abb. 4: Der Fegerhof in Oberwolfach, erbaut vermutlich 1718. Fachwerk mit Zierformen. Historische Aufnahme

Abb. 5: Der Konradshof Vor Erdlinsbach. Fachwerk von um 1850. Aufnahme 2006



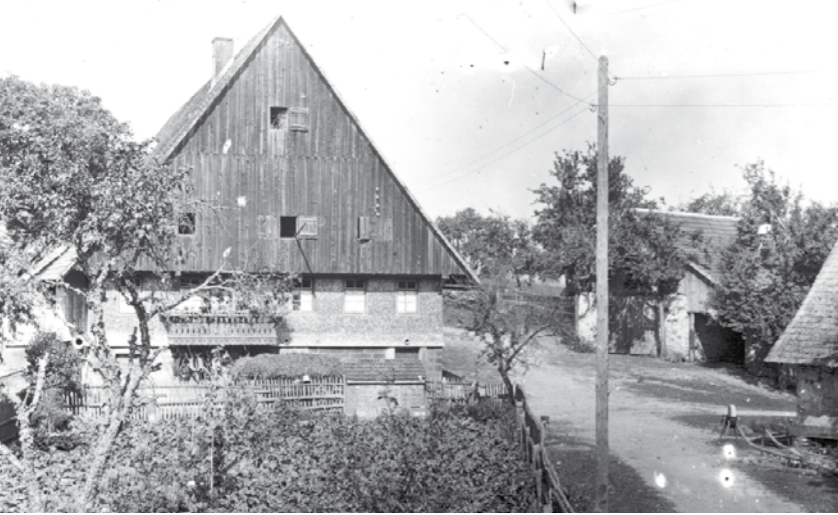


Abb. 6: Der Höfenhof. Die historische Aufnahme zeigt das Hofgebäude als Wiederaufbau von 1864, der 1959 abgerissen und ersetzt wird.

stärker forstwirtschaftlich ausgerichteten Höfen der engen wasserführenden Täler oder bei den vor allem landwirtschaftlich arbeitenden Berghöfen auf den flacheren Höhen, blieb man dem ursprünglichen Schema in Grundriss und Aufriss treu. Steigendem Raumbedarf durch Intensivierung der Landwirtschaft sowohl an Lagerfläche als auch an Wohnfläche für mehr Personal begegnete man eher mit freistehenden Neubauten um das Hauptgebäude herum, einem Wagenschopf hier, dem Leibgedinghaus dort, als dass das Hofgebäude selbst angegangen wurde. Selbst dann, wenn ein Hof komplett neu aufgebaut wurde, wegen Altersschwäche des Vorgängers (z. B. Höfen) oder nach einer Feuersbrunst (z. B. Vor Hunsel), hielt man sich an die überkommenen Vorbilder und modifizierte nur behutsam, etwa mit der Wahl der Bautechnik. [Abb. 6, 7] So lassen sich einzelne der genannten, mitunter alle die ursprüngliche Kinzigtäler Bauart prägenden Aspekte in jedem Haus bis heute noch finden. Sie sind sozusagen ideengeschichtlich erhalten, egal wie alt das Haus wirklich ist. Warum sollte man über Jahrhunderte bestens Bewährtes auch zwanghaft verändern?

Man sieht: Ganz so einfach ist es nicht zu entscheiden, was das genau ist, ein originales Schwarzwaldhaus. Und welches niemals eines war oder vielleicht auch nicht mehr ist.

Abb 7: Der Hof Vor Hunsel wurde nach einem Brand 1835 wieder aufgebaut. Aufnahme 2016

### Die ursprüngliche Bauform

Das eingeschossige „Kinzigtäler Haus“  
Wie sieht es nun also aus, das Schwarzwaldhaus des Lehengerichts?

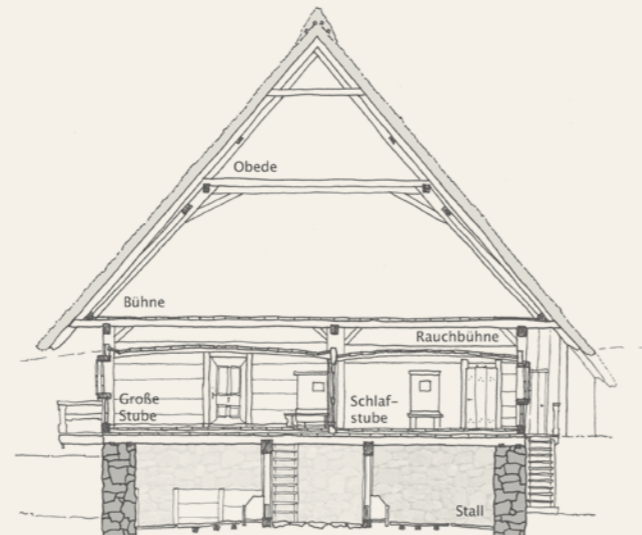
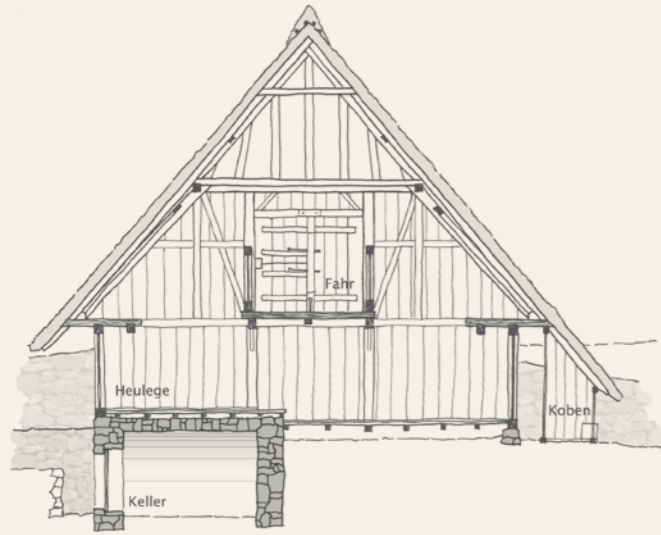
Nur zwei Haustypen kommen vor, die sich in der Nutzungsverteilung und im Grundriss grundlegend unterscheiden. Bevor später von dem nur zweimal anzutreffenden Typ mit zweigeschossiger Wohnung und dahinter liegendem Stall die Rede sein wird, soll im Folgenden zunächst detailliert eingegangen werden auf das mit Abstand am häufigsten vorkommende „Kinzigtäler Haus“. Die Hausforschung spricht von einem „gestelzten Wohn-Stallhaus“ und meint damit, dass auf einen ebenerdig zugänglichen Stall eine eingeschossige Wohnung aufgesattelt ist. Die folgende Beschreibung nimmt die Urform der Hofgebäude in den Blick, so wie sie heute im Lehengericht nirgendwo mehr vollständig erhalten, aber doch überall noch erkennbar ist. [Tafel 1] Als Beispiel in den Abbildungen dient der Stammelhof im Leubach, einen Steinwurf von der Gemarkungsgrenze entfernt, der unter den wenigen, gleichfalls sehr typischen Veränderungen seinen Originalzustand von 1789 weitgehend bewahrt hat. [Tafeln 2-4]

Die unter dem mächtigen Dach mit senkrecht zum Berg liegendem First zu dem großen umbauten Volumen verschmolzenen Raumteile sind geschickt am Hang entlang gestaffelt. Die von den Seitenfassaden ebenerdig oder über einen Balkon, den „Trippel“, mit außenliegender Treppe erreichbare Wohnung besetzt die gleiche Grundfläche wie der aus Bruchsteinen gemauerte „dreischiffige“ Stall darunter, der von vorne durch drei Türen betreten wird: die mittlere führt zum Futtergang, die seitlichen zu den Viehständen. An die eingeschossige Wohnung schließen rückseitig wiederum Futter- oder Dreschtenne und Heulege an, die hölzerne Trennwand zur Futtertenne steht genau auf der „Bergwand“ des Stalles. Über der

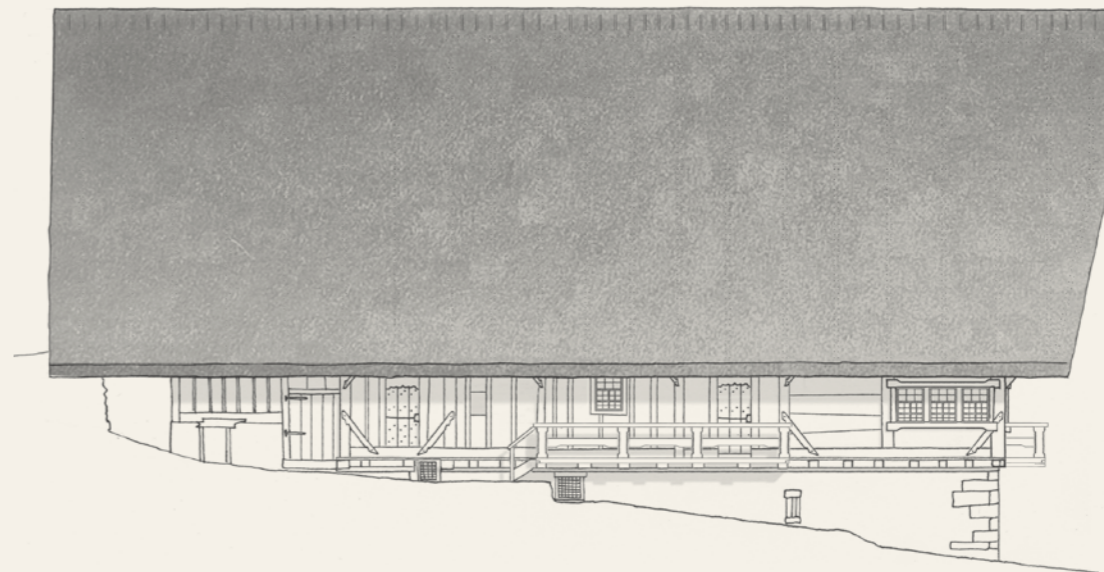
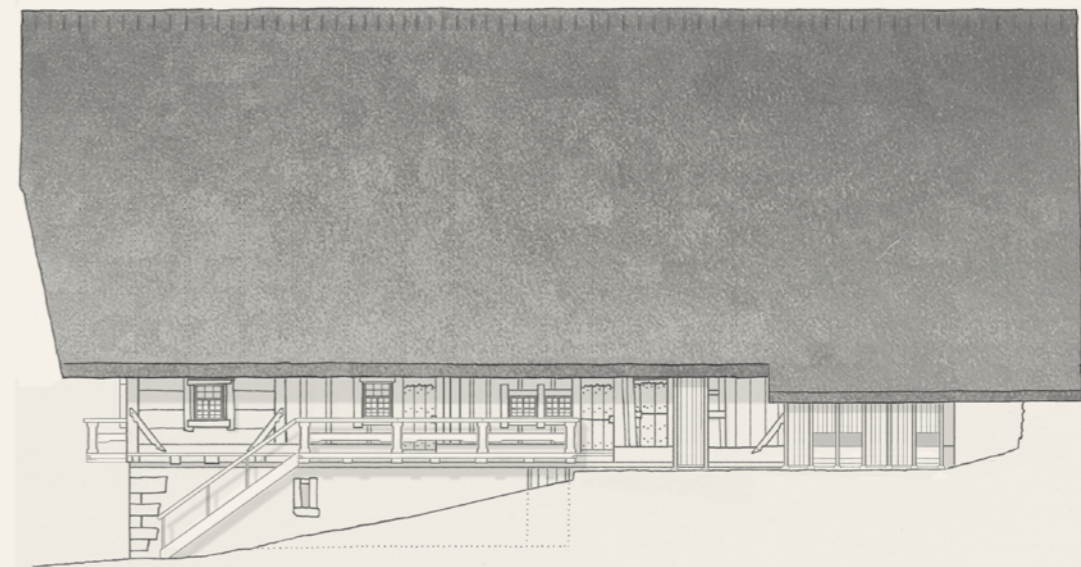


**Tafel 1:** Systemgrundriss des Kinzigtäler Hauses mit L-förmigem Gang.

**Tafel 2:** Der Stammelhof mit ursprünglicher Satteldachform von 1789 an der Grenze zum Lehengericht vor der Sanierung. Aufnahme 2015. Daneben die Rekonstruktionszeichnung der ursprünglichen Hauptfassade des Stammelhofes.



**Tafel 3:** Der Stammelhof im Leubach (1789), Grundrisse Erd- und Sockelgeschoss. Darüber Querschnitte durch den Wirtschafts- und Wohnteil.



**Tafel 4:** Der Stammelhof im Leubach (1789), Ansichten von Osten und Westen.

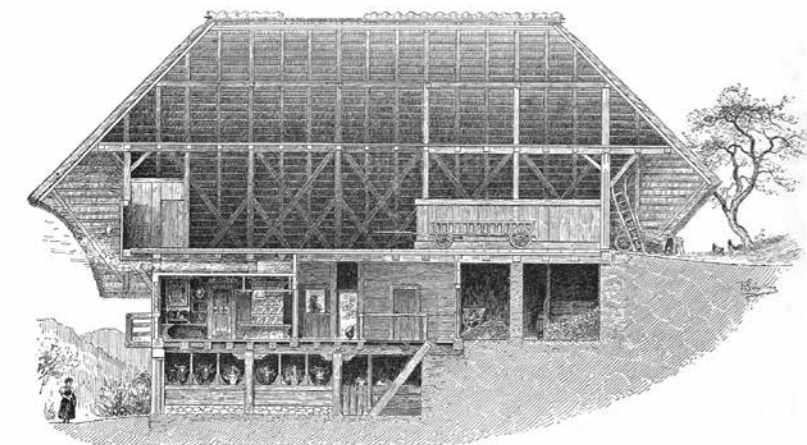


Abb. 8: Zeichnung der Fahr des Schwenkenhofes mit der Ladebordwand.

Wohnung findet sich unter dem großen, ehemals überall im Lehengericht mit Stroh, heute mit Ziegeln, gedeckten Dach die Arbeits-„Bühne“, die über die „Fahr“ von der Bergseite aus mit dem Wagen erreicht wird. In der ursprünglichsten Form dieses Haustyps hängt die Fahr wie eine Brücke zwischen dem Bühnentor und der Bühne, seitlich fällt der Blick über die Geländer dieser Brücke, die „Ladebordwände“, hinunter in die Heulege und die Futtertenne. Häufig findet sich unter oder hinter der Heulege noch ein von der Seite erreichbares, mehr oder weniger großes Gewölbe, der Bergkeller.

Das Bauen mit dem Hang ist eine der großen Errungenschaften der Schwarzwälder Baukultur und bis heute arbeitsökonomisch vorbildlich effizient. Beim „Kinzigtälner Haus“ mit eingeschossiger Wohnung ist jedes Stockwerk ebenerdig erreichbar, die verschiedenen Nutzungen kommen sich vor allem bei diesem im Lehengericht am häufigsten anzutreffenden Typ nicht in die Quere: unten von vorne das Vieh, mittig von der Seite der Mensch, oben von der Rückseite die Wagen und Gerätschaften. Die beiden Längsseiten differenzieren sich in eine repräsentativere Seite mit dem über den vorgelagerten Trippel erreichbaren Wohnungseingang, und die Küchenseite, wo auf

Abb. 9: Längsschnitt durch ein Kinzigtälner Haus mit eingeschossiger Wohnung über gemauertem Stall. Zeichnung von Richard Schilling (1915).



dem Brunnen das Milchhäusle stand. Vor ersterem pflegte man auch die Fotos im Sonntagsstaat zu machen. Hinter Letzterem war weiter hinten der Abort zu finden, nicht selten auch die Grube für die Schweine, die direkt aus der Küche versorgt werden konnten.

Ideal angelegt war auch der Weg des Heus, dem die Einsicht zugrunde lag, dass das Werfen nach unten weniger Kraft benötigt als das Hochtragen<sup>3</sup>: Der volle Wagen rollte durchs Bühnentor auf die Fahr. Von dort warf man das Heu über die Ladebordwände in die Heulege, wo es aufbewahrt wurde, bis es noch weiter hinunter durch den „Heuschlauch“ oder über eine schräge Ebene von der Futtertenne in den Futtergang im Stall gelangte. [Abb. 8, 9]

Wenn man die Grundrisse und die Gebäudequerschnitte betrachtet, könnte man meinen, dass es sich bei dem Stall mit der darüber liegenden Wohnung und der Arbeitsbühne auf der einen Seite und der von der Fahr überbrückten Futtertenne und Heulege um zwei separate Bauten handelt, die aneinander geschoben und anschließend mit einem gemeinsamen großen Dach überdeckt wurden. Darauf, dass sich diese Beobachtung auch an den konstruktiven Lösungen ablesen lässt, wird später noch einzugehen sein.

#### Die Wohnung mit L-förmigem Gang

Die Grundrisse der eingeschossigen Wohnungen unterscheiden sich bei den verschiedenen Höfen nur in Details. In der häufigsten Form, die in den meisten Häusern bis heute noch existiert oder zumindest der jetzigen Situation noch merklich zugrunde liegt, umgeben die Räume einen L-förmigen Korridor. Dessen breiterer, aber kürzerer Teil, über den man die Wohnung betritt, der „Hausgang“, stößt an die Längsfassade, um dann als schmalerer „Gang“ in der Mitte des Hauses rechtwinklig abzuknicken in Richtung der Rückwand, die die Wohnung von der Futtertenne trennt. [Tafel 1] Am Endes dieses Mittelganges findet sich häufig unter einer Falltür eine Stiege hinunter in den darunter liegenden Futtergang

im Stall. Auf der dem Hausgang gegenüberliegenden Seite befindet sich die Küche, von der aus man auch wieder direkt ins Freie gelangt. Über den Küchenausgang erreichbar ist auch der Abort, der mehr oder weniger zum Hang hin verschoben unter dem großen Dachvorsprung angeordnet ist, meist in unmittelbarer Nähe zu den hier ebenfalls extern untergebrachten Schweinekoben.

Man spricht von einem „zweiraumbreiten“ Haus, giebelseitig liegen also stets zwei Stuben: die größere, der Aufenthaltsraum, in dem gegessen und gehandhabt wird, betritt man direkt vom Hausgang, die kleinere liegt gefangen zwischen Küche und großer Stube und diente als eheliches Schlafzimmer der Hofbesitzer. Diese beiden Räume finden sich in allen Höfen an gleicher Stelle, sie variieren nur in der Grundfläche, je nach Hofgröße. Die aus Holz gebauten Höfe verfügen über großzügig dimensionierte vorgesetzte Fenstererker, die Stube sogar über Eck, in die jeweils eine Reihe der gleichen kleinteiligen Fenster eingelassen sind, denen im Winter Vorfenster vorgehängt werden konnten. Die Fenster – Glas war sehr teuer – sind mit Sprossen in 11 oder 12 Felder kleinteilig unterteilt, in der Mitte findet sich der charakteristische Schieber, der eine Öffnung freigibt, durch die gerade ein neugieriger Kopf hindurch passt. Unter den beiden über Eck angeordneten Fenstererkern der großen Stube ist die Eckbank angeordnet, wer dort saß, hatte nicht nur vor sich auf dem Tisch das meiste Licht, er hatte durch die verglaste Ecke auch den besten Überblick auf das Geschehen draußen um den Hof herum – und war geschützt vom Herrgotts- oder Stubenwinkel zwischen den Erkern. [Abb. 10] Entweder über die gesamte Breite der Giebelfassade, zumindest aber vor der kleineren Stube, dem elterlichen Schlafzimmer, erstreckte sich ein Balkon, erreichbar von der Schlafstube aus durch eine Brettertür.

Die Familiengröße und der Personalbedarf beeinflusste die Anzahl der weiteren Räume. Bevor im 18. und vor allem 19. Jahrhundert hier und

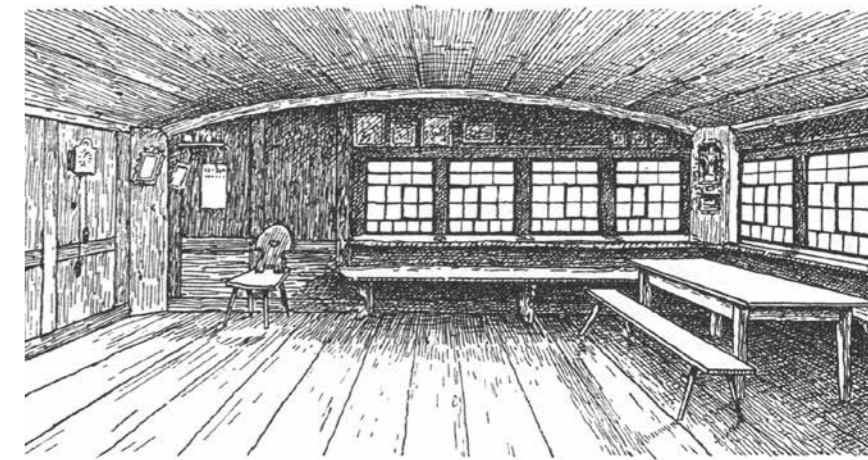


Abb. 10: Fenstererker und Herrgotts- oder Stubenwinkel unter gewölbter Decke: Die große Bohlenstube. Zeichnung aus Hermann Schillis „Das Schwarzwaldhaus“ (1953).

da freistehende Leibgedinghäuser entstanden, waren stets auch noch die „Leibgedinger“, meistens also die Großeltern, mit im Haupthaus unterzubringen. Der häufigste Fall war, dass zwischen Küche und Futtertenne, also von der Küche aus gesehen gegenüber der elterlichen Schlafstube, die Leibgedingkammer untergebracht war, ihr gegenüber auf der anderen Seite des Gangs lag die vom Hausgang erschlossene Kammer, und die vom (Mittel-)Gang erreichbaren ein bis zwei Kammern für das Gesinde. [Abb. 11] Mitunter befand sich auch zwischen Leibgedingkammer und Futtertenne eine weitere Kammer. Es handelte sich also insgesamt um 5- bis maximal 7-Zimmer-Wohnungen. Sämtliche Stuben oder Schlafkammern waren also bei diesem Kinzigtälner Typ mit eingeschossiger Wohnung direkt über den darunter befindlichen Viehständen untergebracht, von deren Abwärme sie profitierten. Den Stallgeruch hingegen versuchte man mit Sand- oder Erdschüttungen in der Zwischendecke fernzuhalten.

Abb. 11: Schlafkammer im Stammelhof von 1789. Die Zwischenräume zwischen Decke und Wand wurden mit Stroh ausgestopft.



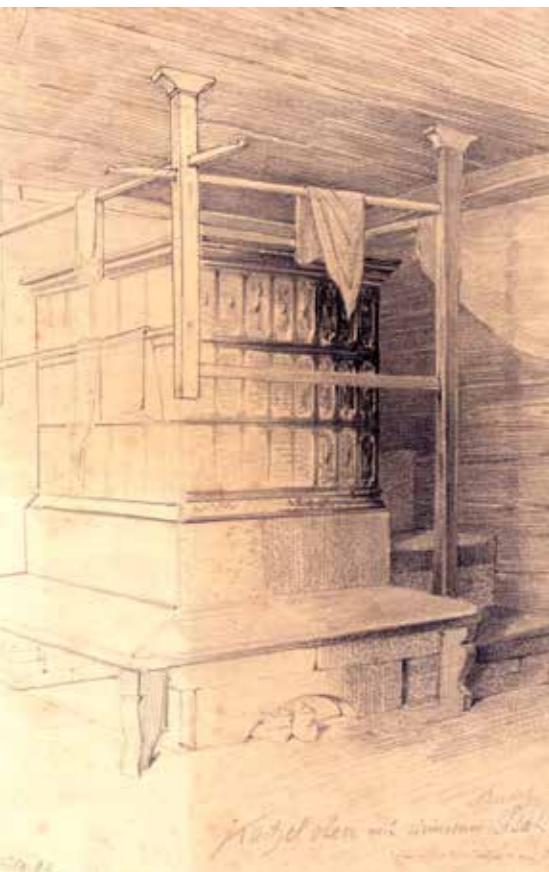


Die Fenster der Kammern wurden ohne Erker direkt in die Holzwände eingelassen, sie verfügten also über keine Vorfenster. Gerade für die Leibgedingkammer leistete man

Abb. 12: Küche des Lehengerichters Zolljakobhofes, Gütle von 1766 auf dem Moosenmättle. Gemälde von Wilhelm Kimmich (1941).

sich noch die gleichen Fenster wie bei den giebelseitigen Stuben, die Kammern für die Kinder und das Gesinde erhielten kleinere Öffnungen, mitunter nur mit einem Holzschieber verschlossen. Wenn später die giebelseitigen größeren Fenster ausgetauscht werden sollten, entweder weil sie durch die dort stärkere Bewitterung nicht mehr stabil genug waren oder weil man an dieser Hauptschauseite mit der Mode gehen wollte und sich Neues und Anderes leistete, wurden diese ursprünglichen, typischen Fenster zur Weiterverwendung in den Kammern eingesetzt, an den Längsfassaden unter dem Dach besser geschützt. Von Vorteil war, dass man aus den noch brauchbaren Holzteilen und Gläsern der vielen identischen Fenster der Giebelseite problemlos neue zusammensetzen konnte. Die Lehengerichter Höfe konnten sich dabei sogar

Abb. 13: Der Stubenofen des Spinnerhofes vor Halbmeil, Zeichnung von Heinrich Eyth 1892.



gegenseitig aushelfen, denn es gab all überall nur einen einzigen Fenstertyp. An diesem Beispiel zeigt sich stellvertretend für viele andere der verblüffende Grad an Standardisierung in Bezug auf den Grundriss und die Raumdisposition, selbst bis in die kleinsten konstruktiven Details hinein, der beim heutigen Bauen bei Weitem nicht mehr erreicht wird.<sup>4</sup>

Die L-förmige Wand, die die Küche auf der kürzeren Seite von der großen Stube, auf der längeren Seite von der giebelseitigen Schlafstube trennt, war das einzige aus Bruchsteinen aufgemauerte Wandstück inmitten der Holz- oder seltener der Fachwerkkonstruktion. Sie musste feuerfest sein, denn hier in der Ecke befanden sich die Feuerstellen der gemauerten Kochstelle und des ebenfalls von der Küche geschürten Stubenofens. [Abb. 12] Im 16. und 17. Jahrhundert bestand der würfelförmige Ofen in der dem Herrgottswinkel diagonal gegenüberliegenden Innenecke der großen Stube aus übereck verklammerten Eisenplatten, überaus kostbar, im 18. Jahrhundert beginnt die große Karriere des Kachelofens. [Abb. 13] Er ist ursprünglich und in vielen Höfen auch später noch die einzige, freilich sehr leistungsfähige Heizquelle, in deren großem Brennraum keine Scheite, sondern Reiswellen verfeuert wurden und für extrem hohe Oberflächentemperaturen sorgten. In der Steinwand direkt neben dem Stubenofen fand sich knapp unter Brusthöhe nicht selten eine mit einem Eisenschieber verschließbare Vertiefung mit einem rückwärtigen Abzug in die Küche. Sie diente als eine Art kleiner offener Kamin, in dessen Feuerschein die auf der Ofenbank sitzenden Frauen handarbeiten konnten. Dieser sogenannte „Lichtofen“ wurde nach dem Siegeszug der Öllampen zugemauert, nur zwei erhaltene Exemplare im Schwarzwald sind bekannt, eines davon im Hinteren Liefersberger Hof auf dem Moosenmättle, unmittelbar angrenzend ans Lehengericht. [Abb. 14]

Zunächst gab es allein für die kleinere Stube, das Elternschlafzimmer neben der großen Stube, eine weitere Heizmöglichkeit, indem durch ein wiederum mit einem eisernen Schieber verschlossenes Loch in der Steinwand abends die letzte Glut des direkt dahinter liegenden Küchenherdes in den Raum verschoben werden oder wenigstens dorthin abstrahlen konnte. Die weiter hinten im Haus liegenden Kammern waren ursprünglich allesamt ohne eingebaute Heizmöglichkeit, allein die an die Küche angrenzende Leibgedingkammer

profitierte noch ein wenig von der Verbindungstüre in die Küche.

Während die Raumhöhe des Wohngeschosses nicht selten um die drei Meter betrug – warum, wird später noch erklärt werden –, war die Höhe der beiden beheizten Stuben auf der Giebelseite durch eine tiefer eingelegte Deckenebene auf gut zwei Meter reduziert, um die Wärme optimal nutzen zu können.

Als die Kachelöfen aufkamen, konnten sich zuerst die wohlhabenderen Höfe weitere Stubenöfen leisten und damit den Wohnkomfort erheblich steigern. Usus wurde der ebenfalls von der Küche geschürte Ofen in der giebelseitigen Schlafstube der Eltern, die ältere Öffnung hinter dem Küchenherd wurde zugemauert oder gleich als Feuerloch genutzt. [Abb. 15] Nicht selten kam später noch ein dritter Ofen hinzu, nämlich in der Leibgedingkammer. Dafür wurde zwischen Küche und Kammer ein schmales Wandstück als Ofenrückwand aufgemauert, durch diese Wand wurde der Ofen von der Küche aus geschürt, oben entließ analog zum Stubenofen eine Öffnung den Rauch offen unter die hohe Kuchendecke.

#### Die Wohnung mit Z-förmigem Gang

Eine seltener vorkommende Spielart in der Grundrissbildung ist der Z-förmige Gang, anstelle des L-förmigen Ganges in der Wohnung. [Tafel 3]



Bei diesen Häusern knickt der mittlere, zwischen den Kammern gelegene, Gang entlang der Futterterrenne nochmals rechtwinklig ab und stößt bis an die rückwärtige Längsfassade vor. Es gibt also neben dem in der Küche einen weiteren Hinterausgang. Diese Anlage des Flures verschenkt zwar Fläche zuungunsten der Kammern, hat aber unbestreitbare Vorteile: Der Gang dient zum einen als Klimapuffer zwischen der unbeheizten Futterterrenne und der angrenzenden Leibgedingkammer, vor allem dann, wenn sie seit dem 18., spätestens 19. Jahrhundert über einen eigenen Ofen verfügte. Zum anderen lässt sich die Fläche hinter dem Haus, wo sich auch der Abort befand, erreichen, ohne die Küche oder die Futterterrenne queren zu müssen. Alle anderen Räume waren bei beiden Flur-Varianten in gleicher Weise vorhanden.

#### Die Rauchküche

An dieser Stelle muss zunächst ein weiteres Kennzeichen der eingeschossigen Kinzigtäler Häuser detailliert zur Sprache kommen, das oben schon angedeutet wurde. Wer sich in einem historischen Gutachtäler Haus oder einem der anderen zweigeschossig aufgebauten Schwarzwaldhaustypen mit oft unter zwei Meter Raumhöhe schon einmal den Kopf angestoßen hat, der wundert sich über die geradezu herrschaftlich anmutende Höhe der Wohnungen im eingeschossigen Kinzigtäler Haus. Drei Meter sind keine Seltenheit. Die Raumproportionen insbesondere der Kammern unterscheiden sich in ihrer Wirkung markant von den gedrungenen Unterkünften in der zweigeschossigen Wohnung etwa des Gutacher Vogtsbauernhofs im Freilichtmuseum.

Aber warum wurde im Kinzigtäler Haus die Decke, die die Wohnung von der Arbeitsbühne trennt, so hoch aufgelegt? Hermann Schillis These lautete: Damit ein vollbeladener Wagen



Abb. 14: Der Lichtofen der Hinteren Liefersberger Hofes (17. und 18. Jh.) auf dem Moosenmättle.

Abb. 15: Der originale Ofen in der Elternschlafstube des Stammelhofes von 1789 vor einer um 1900 hinzugefügten Ziegelwand. Außer dem sichtbar: Die Sandschüttung gegen den Stallgeruch unter den hier entfernten Fußbodenbrettern. Aufnahme 2016



Abb. 16: Der Metzgerhof in Wolfach-Ippichen (1667) auf einer Aufnahme von um 1900.

in die (mit den Wohnräumen ja auf einer Ebene liegende) Futtertenne hineinfahren konnte, mussten im gesamten Geschoss, also auch in der Wohnung, die Räume erhöht werden. Nun findet sich jedoch längst nicht bei allen der mehr oder weniger vollständig erhaltenen Kinzigtäler Häuser überhaupt ein Tor zur Futtertenne, häufig sind es wie etwa beim Stammelhof von 1789 nur normale Türen. Außerdem liegt die Traufe des Daches weitaus tiefer, erst recht bei den Höfen mit noch heute erhaltenen historischen Sparrenlagen, etwa beim Metzgerbauernhof in Wolfach-Ippichen (Dachkonstruktion von um 1660), aber genauso auch bei sämtlichen Höfen dieses Typs im Lehengericht. [Abb. 16] Das Befahren der Futtertenne mit dem Wagen scheint arbeitstechnisch schließlich auch kaum nötig, wenn die Tenne doch direkt verbunden ist mit der umso bequemer erreichbaren Fahr direkt darüber. Tatsächlich aber konnte an Bauten des Hochschwarzwaldes gezeigt werden, dass zunächst die Beschickung des Dachraumes noch über die auch dort von der Traufseite erreichbare Futtertenne geschehen sein muss, denn die Hocheinfahrten erwiesen sich als nachträglich angebaut.<sup>5</sup> Als der Vorteil der Hocheinfahrt aber einmal entdeckt war, war die Befahrbarkeit der Futtertenne hinfällig.

Als wahrscheinlicher erscheint hier, dass es die Küche war, die die Höhe des gesamten Geschosses definierte. Die Rauchabzüge sämtlicher bis zu drei Öfen und der Herde mündeten direkt in die Küche. Da es aus noch zu erläuternden Gründen keinen Schornstein gab, fing sich der Rauch

typischerweise offen im tonnenförmigen Halbrund des Gwölms aus Lehm und Weidengeflecht, das in der Küche den Herd und die Rauchöffnungen der Öfen für die große Stube und die Elternschlafstube überspannte. Die Küche heißt deshalb „Schwarze Küche“ oder „Rauchküche“ [Abb. 17]. Im Lehengericht ist vielleicht auch deshalb keines dieser Gewölbe mehr nachweisbar, weil beim eingeschossigen Kinzigtäler Haus häufig auf den gewölbten Rauchfang verzichtet wurde und der Rauch sich einfach unter der vollflächig mit lehmverputztem Geflecht verkleideten Kuchendecke sammelte. Von dort aus zog er in die „Rauchbühne“, so hieß der Zwischenraum über den abgehängten Decken der giebelseitigen Stuben, wo er weiter abkühlte und schließlich durch den zu den Fassaden hin offenen Zwischenräumen nach außen entwich bzw. unter dem großen Dachvorsprung in den Dachraum strömte. Dieses Prinzip setzt schlicht und einfach eine angemessene Deckenhöhe voraus. In der zweigeschossigen Ausführung des Kinzigtäler Hauses so wie in allen anderen Schwarzwaldhaustypen, allesamt zweigeschossig, reichte der Küchenraum stets über beide Geschosse. Dort findet sich immer ein im Scheitelpunkt etwa drei Meter hohes Gwölm, das die Ausbreitung des Rauches kanalisiert und ihn am Eindringen in die Kammern im ersten Stock hindert. Im eingeschossigen Kinzigtäler Haus ist dies nicht nötig, die gesamte Geschossdecke, und damit auch die der Küche, ist auf die idealen drei Meter angehoben.

Warum nun verzichtete man ursprünglich auf einen geschlossenen vertikalen Rauchabzug? Es lassen sich diverse Vorteile dieses Fehlens aufzählen, die immerhin einen Hinweis geben, warum sich das Prinzip der Rauchküche jahrhundertlang hielt. Ulrich Schnitzer, dem das Verdienst zukommt, die Schwarzwaldhäuser ohne Schillis romantisch, mitunter ideologisch gefärbte Brille schlicht auf ihre ökonomischen und technischen Aspekte hin beschrieben und (gleichfalls hoch) gewertet zu haben<sup>6</sup>, lieferte die einprägsamste Darstellung des zugrundeliegenden

Prinzips, weshalb sie hier phasenweise zitiert werden soll, ergänzt oder paraphrasiert um das eingeschossige Kinzigtäler Haus betreffende Bemerkungen: „Der Betrachtung wert ist es, was alles mit einem im Herd verfeuerten Scheit Holz geschieht: Erstens wird damit gekocht.“ Zweitens: Die Abwärme der letzten Glut strahlt durch eine Wandöffnung in die Elternschlafstube, „liefert also einen Beitrag zur Beheizung [...]“. Drittens: Der Rauch kühlt im Gwölm ab und durchstreicht Schinken und Speck – also Lebensmittelkonservierung. Viertens: Da die gesamte Wärme im Haus verbleibt, entsteht ein Auftrieb, der für Durchlüftung sorgt, auch des Stalles, dessen [durch die Futtertenne, Erg. des Verfassers] aufsteigende feuchte Luft zudem getrocknet wird. Und fünftens sorgt dieser Luftdurchsatz in Verbindung mit der Berauchung des Holzwerkes für die Konservierung des Gebäudes einschließlich der Schädlingsbekämpfung. Nicht genug damit, kann die Asche sechstens als Waschmittel Verwendung finden und siebtens als Dünger. Schließlich kann der Salpeterer den Ruß aus dem Gwölm abkratzen und als reinen Kohlenstoff verkaufen oder Öko-Schießpulver herstellen. Und das ganze CO<sub>2</sub>-neutral aus nachwachsenden Rohstoffen. Soviel Zukunft an Ressourcenökonomie müssen wir uns erst noch einmal neu erarbeiten.“<sup>7</sup>

Dass die bewährte Form der Rauchküche ohne eigenen Rauchabzug ab Ende des 18. Jahrhunderts in Frage gestellt wurde, liegt weniger daran, dass man Rauch und Ruß im Haus plötzlich als störend empfand, sondern vielmehr an den von da an erlassenen Brandschutzgesetzen. Obwohl keine Brandfälle belegt sind, die sich eindeutig auf den frei zirkulierenden Rauch zurückführen lassen, erhoben die Feuerversicherungen, denen im Laufe des 19. Jahrhunderts sämtliche Höfe beitreten mussten, die Forderung nach gemauerten direkten Rauchabzügen oder Schornsteinen. Erst damit tauchten große Probleme auf, die eine Folge weiterer baulicher Eingriffe auslösten. Dieses Thema ist ein gutes Beispiel dafür, wie



Abb. 17: Die Rauchküche mit Gwölm. Zeichnung von Richard Schilling (1915).

sich eine aus welchen Gründen auch immer erwünschte Modernisierung eines über Jahrhunderte bewährten, optimalen Gefüges im Endeffekt als unökonomisch, problematisch oder sogar verheerend erweist – wenn man denn ehrlich ist.

In der offenen Rauchküche entsteht kaum Zug, Funken sind spätestens im Gwölm oder unter der brandsicher verputzten Kuchendecke ausgeglüht und der langsam ziehende Rauch kühlt rasch ab, die Feuergefahr ist von daher sehr gering. Die seitens der Versicherungen zuerst geforderte Lösung verlangte deshalb nur, dass in dem Bereich des Daches, wo der Rauch seitlich aus der Küche austreten und zwischen den Sparren in den Dachraum strömen konnte, bis hinauf zum First die Stroheckung von unten mit Lehm getränkt werden musste, schließlich wurden in diesem Bereich Ziegeldeckungen Pflicht. In einem nächsten Schritt musste über der weiterhin offenen Herdstelle und dem freien Rauchaustritt der Stubenöfen ein vertikaler Rauchabzug mit großem Querschnitt geschaffen werden, durch den der Rauch quer durch die Arbeitsbühne direkt übers Dach geführt wurde, durch den oder unmittelbar neben dem First. Hier sind die Geschwindigkeiten des Rauchgases schon erheblich größer, die Gefahr besteht, dass es ein Funken bis über den First schafft und dort das Strohdach in Brand setzt. Damit herabstürzendes brennendes Stroh die Evakuierung des Hofes nicht verhindert, wurde vorgeschrieben, dass über den Ausgängen für Menschen und Tiere das Stroh mit Draht zu sichern sei. Schließlich wurde auch hier verlangt,



Abb. 18: Historische Postkarte vom Unterwöhrlehof in Kirnbach.

dass Ziegelstreifen bis zum First das Stroh zu ersetzen hatten. Die frühesten Photographien zeigen die Schwarzwaldhöfe mit den charakteristisch gestreiften Dächern aus Stroh und Ziegeln und haben dieses Bild als das ursprüngliche in den Köpfen verankert, obwohl das Erscheinungsbild vorher durchaus homogener war. [Abb. 18, 19]

Noch größer wird die Feuergefahr schließlich paradoxerweise in dem Moment, als dann der Einbau eines Schornsteins vorgeschrieben wurde, in den sämtliche Feuerstellen direkt entrauchen. Bei der enormen Gebäudehöhe entsteht im engen Schacht starker Zug, nicht nur Funken, sondern sogar brennende Zweige können jetzt bis aufs Dach gelangen. Außerdem gibt es von nun an die Gefahr von Kaminbränden, zu denen es auch häufig kam, weil die Schornsteine die plötzlichen großen, extrem heißen Rauchgasmengen der auf Verbrennung von Reiswellen ausgelegten Kachelöfen kaum aufnehmen konnten.

Damit nicht genug: Wie so häufig führen sachlich zweifelhafte Maßnahmen, hier zur vermeintlichen Verbesserung des Brandschutzes, zu immer tieferen Eingriffen in das ehemals optimale System bis hinein in die Baukonstruktion und Materialität. Die für den Bauern so günstige, weil in Eigenarbeit kostenlos herstell- und reparierbare Strohddeckung mit ihrer Sturmfestigkeit, ihren exzellenten Dämmeigenschaften und der Dichtigkeit gegen Flugschnee, musste nun durch teure Ziegel

Abb. 19: Das Leibgeding des Kuhbacherhofes, Heubach (vermutlich kurz vor 1800). Aufnahme um 1900

ersetzt werden, deren höheres Gewicht zudem Veränderungen an der Dachkonstruktion in Form zusätzlicher Beisparren und massiverer Lattung nach sich zog. Außerdem führte die Tatsache, dass nun nicht mehr der warme, trockene Rauch offen über die Giebel- und Seitenfassaden in den Dachraum abzog, wo er die feuchte aufsteigende Stallluft abtrocknete, zu Kondenswasserbildung und Fäulnisschäden im Bereich des Firstes, insbesondere unter den wenig atmungsaktiven und schlecht dämmenden Ziegeldächern. Ein Dachstuhl, der 300 Jahre stabil dastand und das auch noch weitere 300 Jahre getan hätte, konnte so innerhalb weniger Jahre zum teuren Sanierungsfall werden.

#### Der ursprüngliche Holzbau

Wenn von Ursprünglichem die Rede ist, dann ist damit die Bauform derjenigen Zeit gemeint, über die sich heute noch einigermaßen gesicherte Aussagen treffen lassen: Das späte 15., das 16. Jahrhundert. Auch für das Lehengericht gilt in dieser Epoche: Oberhalb des stets aus kalkverputztem Bruchsteinmauerwerk mit sichtbaren behauenen Ecksteinen aus Sandstein und sandsteingefassten Öffnungen errichteten dreiteiligen Stalles war die große Mehrheit der alteingesessenen Höfe aus Nadelholz gebaut, selten finden sich einige wenige Hauptbalken oder -stützen aus Eiche. Freilich, sämtliche Höfe besaßen Wald, den sie auch wirtschaftlich nutzten, der Rohstoff war genauso kostengünstig wie seine Verarbeitung



mit der wassergetriebenen Klopfsäge – Wasser gab es ebenfalls genug. Die hochentwickelten Bauten mussten von sehr erfahrenen Zimmerleuten errichtet worden sein. Ohne dass es bislang eingehender erforscht wäre, vermutet man herumreisende, aufeinander eingespielte „Teams“, die die Gebäude im Auftrag der Herrschaft hochpräzise und hocheffizient erstellten und an die Lehensempfänger übergaben, weil ein ortsansässiger Zimmermann mit Hilfe der Männer des Tals dazu kaum in der Lage gewesen wäre. Nur sehr selten finden sich an Gebäuden Hinweise auf die Baumeister in Form von Inschriften oder Zeichen. So wurde eine gleichbleibend hohe, immer weiter perfektionierte, dauerhafte Qualität sichergestellt, derer man spätestens dann gewahr wird, wenn man einen solchen hochwertig abgezimmerten Hof mit einem in Eigenleistung erstellten Tagelöhnerhaus vergleicht. Nicht nur, dass alle Lehengerichter Häuser nach ein und demselben Schema gebaut wurden, im gesamten Schwarzwald finden sich überall die gleichen Detaillösungen der Wand- und Deckenaufbauten und der Holzverbindungen, die immer weiter perfektioniert wurden, bis spätestens seit dem 18. Jahrhundert die Schwarzwälder Holzbaukunst zu den höchstentwickelten der Welt gezählt werden muss. [Abb. 20] Es ist hier das ressourcenschonende, in sich logische, auch für den Laien leicht reparable, technisch meisterhafte Holzgefüge, das je nach Funktion optimal ausgefachte Balkengerüst, das die Errungenschaft dieser Bauweise bildet, nicht die besonders kunstfertige Schnitzerei wie anderswo. Vor allem am Schwarzwaldhaus lässt sich zeigen: Das Nützliche ist auch das Schöne. Und deshalb konnte es über 400 Jahre hinweg ohne nennenswerte Veränderungen Bestand haben und der Kulturlandschaft ein Gesicht geben.

Natürlich konnte sich eine solche Holzbaukunst nicht ohne Einflüsse entwickeln, auch wenn Hermann Schilli das Schwarzwaldhaus als „Eigengewächs“ betrachtet wissen wollte. Das Grundgerüst der Kinzigtäler Häuser zeigt eine



Abb. 20: Die Eingangssseite des Hinteren Lieferberger Hofes auf dem Moosenmättle. Aufnahme 2016

Konstruktionsweise, die an Lösungen des Fachwerkbau erinnert und so etwa im Hochschwarzwald nicht vorkommt. Von unten nach oben im Detail: Anderswo im Schwarzwald wurde auf die Bruchsteinwände des gemauerten Sockels ein Schwellenkranz aufgelegt, also ringsherum laufende Balken, über Eck fest verbunden, in die die Tragbalken der Fußböden eingelegt waren, die Deckenkonstruktion lag also in einer einzigen Ebene. Beim Kinzigtäler Haus hingegen legte man die einzelnen Ebenen nach und nach übereinander, man spricht bei diesem additiven Prinzip vom „kistenweisem Abbund“. [Abb. 21] Dafür überspannte man den im Sockelgeschoss untergebrachten Stall zuerst mit auf dünnen Mauerlatten aufliegenden Querbalken, deren Balkenköpfe von außen sichtbar sind. Wo ein Trippel benötigt wurde an den Längsseiten des Hauses, ließ man die Balken einen Meter überstehen. Der repräsentative giebelseitige Balkon wurde durch sogenannten „Stiche“ getragen, kurze Balken, die im rechten Winkel zur Hauptbalkenlage und in derselben Ebene wie diese etwa anderthalb Meter ins Gebäude hinein- und einen Meter darüber hinaus ragten. [Tafeln 1, 3, 5]

Von außen am Gebäude sichtbar ist auch der durchgehende, auf die Balkenlage gelegte, Unterboden aus Brettern, auf dem dann alles Weitere aufliegt. In den Hausecken stellte man darauf die kräftigen Eckstützen, „Eckständer“, zwischen denen man direkt auf den Unterboden einen schwächeren Balken, den „Fußriegel“, einlegte,

- 1 Firstpfette
- 2 Mittelpfette
- 3 Fußpfette
- 4 Hahnenbalken
- 5 Kehlbalken / Spannriegel
- 6 Dachbalken
- 6a Bundbalken
- 7 Mittelrähm
- 8 Wandrähm
- 9 Rafen
- 10 Untere Bundstrebe
- 11 Bundstrebe
- 12 Windverband
- 13 Wandständer
- 14 Ständer
- 15 Fußriegel
- 16 Unterboden
- 17 Deckenbalken
- 18 Mauerlatte
- 19 Unterzug
- 20 Säule

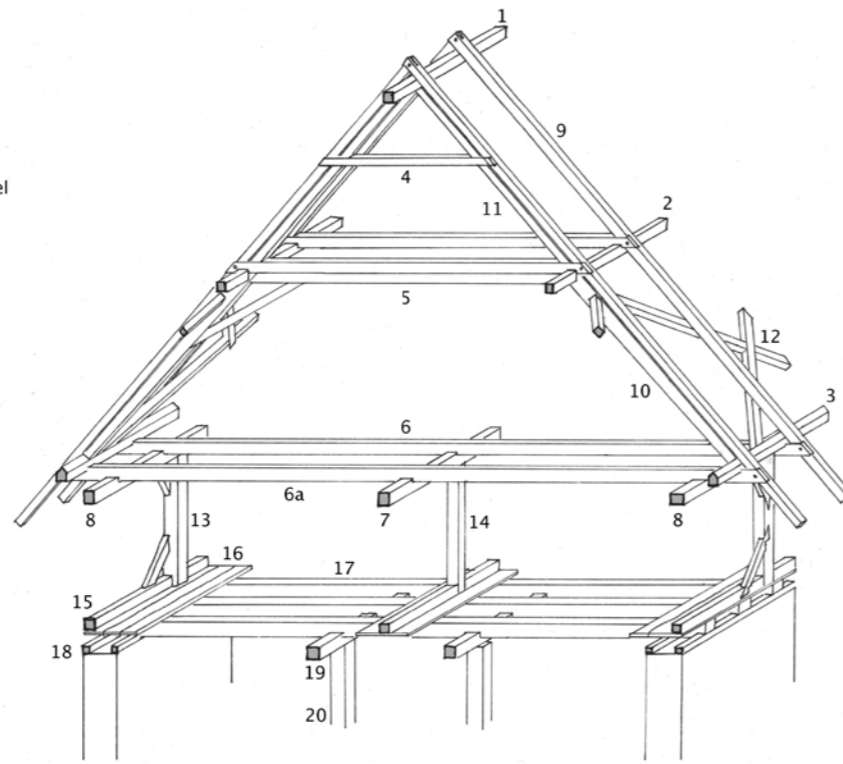


Abb. 21: Der konstruktive Aufbau des Kinzigtäler Hauses.

den man über diagonale Streben, sogenannte „Fußbänder“, verband und so vor dem Kippen oder Verschieben sicherte. Innen zwischen diese Fußriegel wurde im Bereich des Stalles bzw. der Wohnung darüber über Kreuz eine weitere dünne Balkenlage gelegt, deren Zwischenräume wie schon erwähnt mit feinem Sand ausgefüllt wurden gegen den Stallgeruch von unten. Darauf wurden die Fußbodenbretter verlegt, leicht eingelassen in die Fußschwellen, um den Wind abzuhalten. Die weiteren „Wandständer“, in jeder Zimmer- oder Raumecke einer, wurden auf die Fußriegel aufgestellt und wiederum mit diagonalen Fußbändern fixiert. Auf die Eck- und weiteren Wandständer legte man nun überall dort, wo längsgerichtete Wände standen, als oberen Abschluss des Wandaufbaus wieder einen kräftigen Balken, der „Wandrähm“, ebenfalls mit zu den Fußbändern spiegelverkehrten Kopfbändern ausgesteift. Die Bänder erhielten seit dem 18. Jahrhundert oft einen schön geschwungenen Zierschnitt an der Unterseite. Giebelseitig ragten die Wandrähme und damit das Dachgeschoss etwa einen Meter über die Stubenaußenwände vor. Auf die Rähme wurde wieder eine Querbalkenlage aufgebracht, durch Kopfbänder mit dem

übrigen Hausgerüst verbunden, die nun an den Längsseiten des Hauses einen Meter über die Rähme auskragten und dort den großzügigen Dachüberstand definierten. Diese Balken waren wiederum mit den Dachsparren und den im Winkel dazwischen aufliegenden eher schlanken Fußpfetten verbunden. Auf der Balkenlage war unmittelbar der Bretterboden der Arbeitsbühne verlegt, seit dem 19. Jahrhundert finden sich auch dort hier und da doppelte Böden wieder analog zum Boden der Wohnung. [Tafel 3]

Auffällig ist, dass bei den ältesten erhaltenen Bauten der vordere Teil des Hauses mit der Wohnung und der Arbeitsbühne von dem hinteren Teil mit der Futtertenne, der Heulege und der Brücke der Fahr darüber konstruktiv geschieden ist. Die Fußriegel an den Längsfassaden laufen nicht durch, der trennende Wandständer steht ebenso wie die vorderen Eckständer direkt auf der Balkenlage bzw. der Bergwand des Stalles. Dadurch erscheint der Wohn-Stall-Teil als selbständiges Haus. Der Hausteil Heulege-Futtertenne war entweder auf einen umlaufenden Schwellenkranz aufgestellt oder überbrückt konstruktiv lediglich den Abstand zwischen der Wohnung und der

steinernen Bergwand des Luftganges, der die Heulege von der Erdfeuchte separiert. Auch in den Gebäudequerschnitten durch die beiden Hausteile offenbart sich der Unterschied im Aufbau. Durchlaufend über beide ist hingegen das obere Wandrähm sowie selbstverständlich der Dachstuhl. Bei etwas jüngeren Bauten wie dem Stammelhof von 1789 wird die Futtertenne mitunter konstruktiv dem Wohnteil inkorporiert, hier endet die Fußschwelle mit einem Eckständer erst an der Grenze zur Heulege, beide sind von einer Wand geschieden, was die vorher oft zur Heulege hin offene Futtertenne zu einem eigenen Raum werden lässt, der als unabhängiger Arbeitsraum vielfältig genutzt werden kann. Hier blieb dann die Heulege weiterhin konstruktiv separiert.

Sämtliche Lehengerichtete Höfe verfügen heute – und dies mit Sicherheit mindestens schon seit dem späten 16. Jahrhundert – über den fortschrittlichen „liegenden Dachstuhl“. Die Last wird über mehrere Dachbinder auf die Längsseiten des Hauses abgetragen, der hallenartige Dachraum bleibt vorteilhaft stützenfrei. Das Kehlgelbäck in knapp vier Metern Höhe trägt den Spitzboden unter dem First, die „Obede“, auf der die Garben gelagert wurden. [Tafel 3] Ein fast ornamental anmutendes, statisch anspruchsvolles System von Kopfbändern in Querrichtung und Andreaskreuzen in den Dachschrägen sorgt für die nötige Aussteifung der technisch hochstehenden Konstruktion.

Die Dächer waren zunächst bei allen Lehengerichteten Höfen mit Stroh gedeckt, ein Schindelschirm wäre zumindest in den besonders schnee-reichen Höhenlagen um 800 m zwar denkbar, ist aber unwahrscheinlich, da gerade diese Höfe (z. B. Kienbronn, Ramsel, Hinterholz oder Liefersberg) auf ihren relativ ebenen bewirtschafteten Flächen stets genug Roggenstroh zur Verfügung hatten. Dort, wo es ein weit herunter gezogenes Halbwalmdach gab, was bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überall die Regel war, wurde die talseitige Giebelwand, die einen Meter über

die Außenwand der Wohnung herausprang, zunächst nicht vollständig verkleidet. Zu Hermann Schillis Zeiten war die Stirnseite der Arbeitsbühne bis auf eine verschaltete Brüstung offen, was, wie er vermutete, eine ideale Durchlüftung gewährleisten sollte. Umlaufende Nuten in weiter innen liegenden Sparren oder dem nächsten Binder lassen aber vermuten, dass es sich ursprünglich um einen vorgelagerte Balkon mit einer Wandscheibe dahinter gehandelt haben muss, der später mit steigendem Platzbedarf aber dem Raum der Arbeitsbühne einverleibt wurde.

Somit stand das Hausgerüst also unter Dach, und man konnte sich dessen Ausfachung zuwenden, also die Außen- und Innenwände der Wohnung und der angrenzenden Futtertenne und Heubühne schließen. [Abb. 11] Die vertikalen Ständer, die Fußriegel unten und das Wandrähm oben waren genutzt, also seitlich eingeschlitzt, damit die Wandfüllungen dort eingeschoben werden konnten und eine gewisse Dichtigkeit gewährleistet war. Es sind mehrere Arten der Wandfüllungen denkbar. Während sich im Schwarzwald eine ganze Bandbreite von technisch und ökonomisch ideal an die jeweilige Funktion angepassten Systemen dieser Füllungen finden lassen, genügten den Zimmerleuten beim Kinzigtäler Haus deren zwei. Die Kammern, der Hausgang und die Küche wurden mit einfachen, senkrecht angeordneten Spundwänden aus schlanken Bohlen und Dielen umschlossen, mitunter von einfachen Bretterwänden. In die Kammern führten einfache Brettertüren mit Holzgewinden.

#### Die Bohlenstube

Der Weg des Rauches aus der Küche führte wie erwähnt durch den bis zu 80 Zentimeter breiten Zwischenraum der Rauchbühne zwischen der tiefer eingelegten Decke über den beiden giebelseitigen Stuben und der konstruktiven Balkendecke bis zu den geöffneten Fassaden. Dort, wo es Nussbäume gab, wurden die Nüsse auf der Rauchbühne getrocknet, anderswo lagerte man dort hölzerne Gerätschaften, die so vor





Abb. 22: Die große Bohlenstube im Lorenzenhof aus Oberwolfach von 1608 im Freilichtmuseum Vogtsbauernhof. Aufnahme 2016

Schädlingsbefall geschützt waren. Die allseitig offenen Rauchbühnen bedingten also, dass zumindest im Hausgang und in der Küche Außenklima herrschte: Es war kalt in den Häusern. Umso wichtiger war, dass die beiden beheizten vorderen Stuben ringsherum von festgefügt Konstruktionen umschlossen waren, um die Ofenwärme zu speichern und die Kälte abzuhalten. Im Unterschied zur heutigen Vorstellung, dass die Außenform eines Hauses gleichzeitig auch die Grenze zwischen Innen- und Außenklima definiert und damit Energie auch für unwichtige Nebenräume und Flure vergeudet wird, bilden die Stuben nach Kinzigtäler Bauart ein in sich abgeschlossenes „Haus im Haus“. Nur dort, wo wirklich höhere Anforderungen an den Komfort gestellt werden und dafür Heizenergie eingesetzt wird, werden die Decken abgehängt und wird arbeits- und materialintensiver gebaut. So sind die Wände der beiden giebelseitigen Stuben mit acht bis zehn Zentimeter starken, bis zu 60 Zentimeter breiten, horizontal gelagerten Bohlen ausgefacht, leicht konisch zugeschnitten, damit sie sich gegenseitig verkeilen und damit noch fester zusammengesetzt sind. Weil die Rauchbühne offen bleibt, reichen die Bohlenwände nur bis zu den tiefer eingelegten Decken der beiden Stuben. Die Form dieser ebenfalls aus acht Zentimeter dicken Bohlen gebauten Stubendecken bildet ein besonderes Kennzeichen der Kinzigtäler Bauart. Denn sie waren wenigstens über der großen, oft sogar auch über der kleinen Stube flach gewölbt. [Abb. 22] Häufig bekommt man zu hören, diese durchaus repräsentativen Holzgewölbe

Abb. 23: Die Schlafstube im Stammelhof (1789) mit der gewölbten Holzdecke vor der Sanierung. Aufnahme 2016

markierten den Reichtum des Bauern, tatsächlich aber bilden sie schlicht die materialsparendste, dichtest gefügte und damit klügste statische Möglichkeit, die großen, häufig mehr als sechs auf sechs Meter messenden Räume frei zu überspannen. Es ist eine gespannte Konstruktion mit einer konisch geschnittenen, längeren „Keilbohle“ im Gewölbescheitel, die entweder in den Hausgang oder an der gegenüberliegenden Giebelseite nach außen ragte und von dort aus durch weiteres Einschlagen ganz einfach nachgespannt werden konnte, wenn das Holz jahreszeitlich bedingt geschwunden war und sich Spalte bildeten. Die ursprüngliche Gewölbedecke ist im Lehengericht nirgends mehr erhalten, am Stammelhof nebenan lassen sich das geniale Prinzip und die eindruckliche Raumwirkung in beiden vorderen Stuben aber noch bestaunen. [Abb. 23] Auch die Türen sind viel aufwändiger gearbeitet als sonst im Haus, es sind massive, dicht schließende Kassetentüren mit komplizierten Metallbeschlägen, mitunter von prächtigen Portalen umgeben. [Abb. 24, 25]

#### Das Fachwerk

Landläufig, aber auch von vielen Forschern wird der reine Holzbau beim Kinzigtäler Schwarzwaldhaus als „Original“ dargestellt. Dabei ist es schlicht nicht bekannt, ob die heute beinahe ausschließlich auftretende Fachwerkbauweise erst später als Ersatz des reinen Holzbaus im Lehengericht Einzug hielt oder immer parallel existierte, wenn auch zweifellos weniger verbreitet. Dendrochronologische Datierungen von Fachwerkbauteilen gibt es nicht, wenn ein Baujahr eines heute noch bestehenden Fachwerkhofes überliefert ist, dann liegt es meistens im



19. Jahrhundert. Einige Fakten könnten jedoch dafür sprechen, dass das Fachwerk auch für die Bauernhäuser in diesem Teil des Schwarzwaldes eine weitaus ältere Alternative ist. Die Bautechnik ist – dazu genügt ein Blick nach Schiltach – seit dem Mittelalter in der Region verankert, ihr Einfluss auf den konstruktiven Aufbau des hölzernen Kinzigtäler Hauses mit seinem oben beschriebenen „kistenweisen Abbund“, den weitgestellten Wandständern und den Kopf- und Fußbändern anstelle der geschosshohen Verstrebrungen des Fachwerks ist evident. Von dieser Warte scheint es eher umgekehrt zu sein, dass nämlich der Holzbau aus dem Fachwerkbau hervorgegangen ist. Der Schritt jedenfalls, bei der Renovierung eines Hofgebäudes einen älteren Holzbau auf Fachwerk umzurüsten, war somit kein grundsätzlicher und eher ein vergleichsweise kleiner Eingriff, der zudem nur ein Geschoss betraf. Die Wandständer, Fußriegel und Wandrähme konnten stehen bleiben, sogar einzelne Kopf- und Fußbänder, lediglich die Füllungen mussten ersetzt und einige Verstrebrungen ergänzt werden. Dass damit auch eine Veränderung der Fenstergeometrie einherging, liegt nahe. [Abb. 2] Es verwundert so auch nicht, dass anders als in anderen Teilen des Schwarzwaldes die komplette Versteinerung eines Hofes, also die Aufmauerung des Wohnteiles auf die Sockelwand bis zum Dachstuhl, vor der Mitte des 20. Jahrhunderts

nicht vorkommt, weil die ursprüngliche Bautechnik anderes impliziert und flexibel ermöglicht, unter Beibehaltung des ursprünglichen Schemas. Wer im Hochschwarzwald seinen Holzskelettbau nicht mehr wollte, der musste hingegen sein Haus vollständig neu denken – und damit die grundlegende Bauidée weitaus tiefergreifend verändern. Der Verfasser ist also geneigt, den Fachwerkbau im Lehengericht für ebenso ursprünglich zu halten wie den reinen Holzbau, weshalb er in diesem Abschnitt Erwähnung findet.

#### Zierformen

Ein Wort zu den wenigen Zierformen an den Häusern: Schnitzereien kommen ursprünglich nicht vor, dafür sparsam, aber durchaus effektiv gesetzte Profilierungen. Die geschweiften Bänder wurden schon erwähnt. Am Außenbau zeigen sich oft auch die Konsolen geschweift und in ihren Kanten gebrochen und sogar farblich gefasst, gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden die Konsolen manchmal durch auffällige Schnitzereien ersetzt. [Abb. 26] Des Weiteren wurden mit dem Zieh-Eisen diverse Leisten und Träger im Bereich der Stuben seitlich verziert oder wenigstens an den Kanten gebrochen. [Abb. 27] Den



Abb. 24: Die Tür zwischen den beiden vorderen Stuben im Stammelhof (1789). Aufnahme 2016

Abb. 25: Die Tür zwischen großer Stube und Hausgang des Pfundsteingutes. Zeichnung von Eyth (1892).



Abb. 26: Konsolen am Hinteren Liefersberger Hof auf dem Moosenmättle (17. und 18. Jahrhundert), fotografiert auf dem Kammertrippel. Aufnahme 2016

auffälligsten Zierteilen aber kam eine wichtige Funktion zu: Über den alten Holzgewindetüren im Inneren der Häuser war stets als oberer Anschlag unter den eigentlichen Türsturz ein Brett eingehängt, der sogenannte „Eselsrücken“, der den Eintretenden zwang, den Kopf einzuziehen und die Stube oder Kammer in Demutshaltung zu betreten. [Abb. 28] Die untere

Kante des Eselsrückens war auffällig geschweift. Für Täler in unmittelbarer Nähe zum Lehengericht, etwa im Kirnbach, konnte gezeigt werden, dass die verschiedenen Zierschnitte verschiedenen Familien zugeordnet waren, sie waren also ein Identitätszeichen. Gab es einen Besitzerwechsel durch Verkauf oder Einheirat eines Mannes, wurden die Bretter ausgetauscht. Die gleiche geschweifte Unterkante, in noch aufwendigerer

Ausführung, zeigten mitunter auch die Geländer der Balkone außen am Haus. [Abb. 20] Während das Hofzeichen blieb, wechselten die Eselsrücken und Geländerbretter mit den Familien.

Am Hinteren Liefersberger Hof unmittelbar angrenzend ans Lehengericht haben sich an der talseitigen Fassade sehr seltene Schilder in geometrischen Formen erhalten, die die Balkenköpfe der Hauptträger der Balkenlage des Bühnenbodens bedecken. Man erzählt sich, sie dienten – und dienen – erfolgreich der Geisterabwehr. [Abb. 29]

#### Die Hofbäume

Auch die hofnah gepflanzten Bäume, die „Hofbäume“, ohne die ein solches Bauernhaus nie auskam, sollten böse Geister fernhalten. Etwas profaner ausgedrückt: Die Linden, Eschen, Fichten oder Eichen dienten zumindest als Blitz- und Windschutz, aber vor allem die Esche auch als Futterlieferant für das Vieh. Wenigstens von der Eiche ist überliefert, dass sie nicht nur deshalb

häufig beschnitten wurde, um in ihrer breiten Krone mehr Eicheln für die Schweine zu erzeugen, sondern in dieser Form seit dem Mittelalter als Ewigkeitssymbol angesehen wurde. [Abb. 29] Heute sind die meisten dieser Bäume den befestigten Flächen um die Höfe herum zum Opfer gefallen oder mussten weichen, weil man sie als störend empfand.

#### Die Nebengebäude

Die platzbeanspruchenden Bereiche, die ein Bauerngut benötigt, sind im großen Hofgebäude unter einem gemeinsamen Dach vereint und ergänzen sich gegenseitig – einige lebensnotwendige Funktionen aber mussten aus verschiedenen Gründen bewusst ausgelagert werden. Die Hofstatt oder Hofreite, also der Bereich, wo gebaut wurde, wird komplettiert von verschiedenen kleineren Nebengebäuden, genauso typisch wie das Haupthaus.

Zunächst ist das Backhaus zu nennen, oder bei kleineren Höfen auch nur ein freistehender Backofen, jedenfalls in gebührendem Abstand zum Haupthaus. Brot gebacken wurde nicht in der Rauchküche, denn ein solch großes Feuer im Holzhaus wäre zu gefährlich gewesen. Der erhaltene flache Steingewölbeofen des Backofens aus dem 18. Jahrhundert beim Hinteren Liefersberger Hof – ein vergleichsweise kleiner Hof – bietet Platz für 55 Dreipfünder. Lange Zeit war das Backhaus das einzige vollständig aus Bruchsteinen gemauerte Gebäude auf den Höfen. Zwei Formen sind überliefert: Das einteilige längliche Gebäude mit einem frei darin stehenden Backofen, wie beispielsweise beim Konradsbauernhof im Sulzbächle (17. Jh.), oder, etwas jünger, das zweiteilige Gebäude, bei dem der Ofen an ein kompakteres



Abb. 28: Eselsrücken an der Tür in eine Gesindekammer beim Hinteren Liefersberger Hof auf dem Moosenmättle. Aufnahme 2016



Abb. 29: Die Talseite des Hinteren Liefersberger Hofes auf dem Moosenmättle mit den eigenartigen Schildern vor den Balkenköpfen. Eine 300-jährige Eiche und zwei 250-jährige Fichten als Hofbäume. Aufnahme 2016

Volumen auf quadratischem Grundriss angebaut wurde, wie etwa beim Konradshof Vor Erdlinsbach (um 1800). [Abb. 30, 31] Vom Hinteren Liefersberger Hof ist bekannt, dass im Backhaus, das von einer eigenen Quelle gespeist wurde, auch die Schnapsbrennerei untergebracht war und dort auch gewaschen wurde.

Sehr lange schon verfügen insbesondere die großen Höfe, die auf ihren Flächen im großen Stil Ackerbau betreiben konnten, über freistehende Kornspeicher. Sie beherbergten in sicherer Entfernung zum Hauptgebäude den zum Überleben notwendigen Nahrungsvorrat, nicht selten auch eine Schatulle mit dem Geldvermögen und den wichtigsten Dokumenten, damit diese Schätze einen Brand des großen Hofgebäudes überstehen mochten. Der älteste datierte Speicher im Lehengericht gehört zum Höfenhof, glaubt man der Inschrift auf dem Türsturz des prächtigen Portals im steinernen Sockel, wurde er 1604 errichtet. [Abb. 32] Die meisten anderen erhaltenen Speicher des 17. Jahrhunderts waren deutlich kleiner, zum Beispiel derjenige des Konradshofes Vor Erdlinsbach, laut Inschrift von 1664. [Abb. 33] Über einem aus Bruchsteinen gemauerten Sockelgeschoss, in dem ein geräumiger Gewölbekeller zur Lagerung der Feldfrüchte untergebracht ist, erhebt sich ein Holzbau mit den gleichen Detaillösungen wie beim Haupthaus, gedeckt von einem steilen Dach auf liegendem Stuhl. Häufig wurde

der Kornkasten mit seinem kostbaren Inhalt auf den Wetterseiten von einer umlaufenden Galerie geschützt, sein Eingang ist stets so ausgerichtet, dass er vom Hofgebäude einsichtig war. Erwähnenswert ist die Parallele in der Konstruktion der eigentlichen Kornkästen und der großen Stube in den Hofgebäuden.<sup>9</sup> Hier wie dort sind nur diejenigen Bereiche, an die besondere Anforderungen gestellt werden, mit hohem Arbeits- und Materialeinsatz als eigenständig abgezimmerte Einheiten ausgeführt, fest gefügt aus dicken Bohlen. Selbst die Türen gleichen sich, auch in den Kornkästen führt eine schwere Kassetentür mit Metallbeschlägen und einem aufwendig gearbeiteten Schloss. [Abb. 34] Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden viele Kornspeicher vergrößert, bzw. auch auf den kleineren Höfen überhaupt erst errichtet, die vorher ihr Getreide im Haupthaus lagerten. Auch bei diesem Gebäudetypus wird an der immer gleichen überkommenen Bauform festgehalten. Reichte bei den älteren Speichern ein Kornkasten, mussten es nun zwei sein, ein kleinerer für den Anteil der Leibgedinger, ein deutlich größerer für die Hoffamilie. Häufig nutzte man das Gebäude

Abb. 30: Das Backhaus des Konradsbauernhofes im Sulzbächle mit freistehendem Backofen im Inneren (17. Jh.). Aufnahme 2016



Abb. 31: Das Backhaus des Konradshofes Vor Erdlinsbach mit angebautem Backofen (1861). Aufnahme 2016

Abb. 34: Der Eingang in den Kornkasten des Metzgerhofspeichers in Wolfach-Ippichen mit einem Portal nach einer Musterzeichnung aus der Renaissance (18. Jh.). Aufnahme 2015



Abb. 32: Der aufwändige Portaleingang in den Keller des Kornspeichers auf Höfen (1604). Rechts an der Hausecke die Hofzeichen. Aufnahme 1935



Abb. 33: Der Kornspeicher des Konradshofes vor Erdlinsbach, gemäß Inschrift errichtet 1664. Aufnahme 2016

nun auch zur Unterbringung einer weiteren Kammer für die Hütejungen im Sommer, auch Wagenunterstände werden manchmal eingegliedert, die geräumigen Dachräume dienen als zusätzliche Lagerfläche. [Abb. 35].

**Die Parallele zur Hauslandschaft in Unterfranken und Hohenlohe**

Die Hausforscher und Kunsthistoriker fragen gern nach der Herkunft einer Bauform. Wo liegt der Ursprung des Kinzigtäler Hauses mit eingeschossiger Wohnung? Hermann Schilli schaute vor allem auf die Besonderheit der tiefer eingelegten gewölbten Stubendecke mit der Rauchbühne

darüber und suchte die Parallelen dazu bei Kniestockhäusern im Elsass.<sup>10</sup> Dieser Einfluss wurde später entkräftet mit dem Hinweis, dass auch in städtischen Häusern des mittelalterlichen Rottweils solche Lösungen zu finden seien.<sup>11</sup> Seitdem vermutet man wenigstens für diese eigentümliche Stubenlösung Vorbilder östlich vom Schwarzwald, im Bodenseeraum, und versucht das durch gemeinsame Herrschaft hier und dort zu begründen.<sup>12</sup> Allerdings passt die Anlage des altoberschwäbischen Hauses im Bodenseeraum so gar nicht zur derjenigen des Kinzigtäler Hauses.

Schaut man beim Kinzigtäler Haus mit eingeschossiger Wohnung zunächst nur auf die

Nutzungsverteilung des talseitigen Hausteiles mit dem gemauerten Stall unten, der Wohnung direkt darüber und einem Dachstuhl mit einem liegenden Dachstuhl, fällt die verblüffende Entsprechung mit einer ursprünglichen Bauernhausform auf, wie sie sich seit dem Spätmittelalter in nördlicheren Regionen nachweisen lässt.

Insbesondere Häuser im Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen, Fachwerkbauten allesamt, weisen vor allem in ihrem Wohnungszchnitt, aber auch im Erscheinungsbild mit ihren hochaufragenden Giebelfassaden eine große Ähnlichkeit mit den Lehengerichter Höfen auf. In seinem „Lehrbuch für die Land- und Hauswirth in der pragmatischen Geschichte der gesamten Land- und Hauswirthschaft des Hohenlohe Schillingsfürstischen Amtes Kupferzell“ von 1793 zeigt Pfarrer Johann Friedrich Mayer die Abbildung eines seiner Ansicht nach idealen Bauernhauses in Ansichten, Grundrissen und einem Schnitt. [Abb. 36] Dieser Wohnungsgrundriss wird vielen Hofbewohnern im Lehengericht bekannt vorkommen, denn eben diese Raumaufteilung existiert in den meisten Häusern noch heute unverändert. Den Eintretenden empfängt ein stattlicher Hausgang an der Längsseite, der in Hausmitte L-förmig abknickt und im Hohenloheschen, im Odenwald oder in Unterfranken bis an die Rückfassade reicht, wo seitlich der Abort als Erker an das Haus angehängt ist. Auf der dem Hausgang gegenüberliegenden Seite liegt die



Abb. 35: Knechtekammer im Speicher des Sumhofes, Wolfach-Kirnbach (17. Jh., vergrößert um 1800). Gut zu sehen: die massive Bohlenkonstruktion der beiden Kornkästen. Aufnahme 2015

Küche mit ihrer offenen Feuerstelle, giebelseitig befinden sich hier wie dort die große Stube mit dem von der Küche geschürten Kachelofen sowie das elterliche Schlafzimmer. Auch die Kammern für die Großeltern, die Kinder und das Gesinde entsprechen sich in beiden Hauslandschaften. Das Haus, das J. F. Mayer darstellt, verfügt über einen dreischiffigen gemauerten Stall im Erdgeschoss, der jedoch quer zum Giebel organisiert ist. Aber auch der längs zum Giebel und damit von der Schmalseite aus zu betretende Stall findet sich im Hohenloheschen, etwa beim Bauernhaus aus Zaisenhausen, Baujahr 1550, das heute im Freilandmuseum in Wackershofen steht. [Abb. 37] Im Unterschied zum Kinzigtäler Haus mit seiner Rauchbühne über den Stuben, durch die der Rauch aus der Küche abzog, was die große Raumhöhe bedingt, kennt das Beispiel aus Hohenlohe keine zweite eingeschobene Stubendecke, die Raumhöhe des Wohngeschosses ist weniger stattlich. Der offen in der Küche anfallende Rauch strömte dort in einen weiten Kaminzug, der den Dachraum von der Küchendecke bis zum Kehlgebälk durchmaß, den Rauch also nicht über Dach führte, sondern nur bis unter den First.

Der große Unterschied bei all den vielen Gemeinsamkeiten in der Raumorganisation liegt freilich in der Topographie. Während die Häuser in Unterfranken oder Hohenlohe allesamt in der Ebene stehen, bauten die Schwarzwälder an den Hang mit senkrecht zum Berg angeordnetem Giebel – mit allen sich daraus ergebenden Vorteilen der Erschließung. Der Bauer in Unterfranken muss eine Treppe hinaufsteigen, um in seine Wohnung zu gelangen. Diese Treppe benötigt einen Flur im Erdgeschoss, der dem Stall Platz wegnimmt. Um in den Dachraum zu gelangen, geht es noch einmal eine Treppe hinauf, sämtliche Lasten müssen getragen oder außen an der Fassade hochgezogen werden. Wieviel einfacher im Kinzigtal: Wie zu Anfang schon beschrieben sind sämtliche Raumteile hier ebenerdig erreichbar, sogar der Dachraum. Die Disposition erfordert im Unterschied zum bei J. F. Mayer dargestellten Haus eine Erschließung des Stalles von der vorderen Schmalseite aus, somit ist dieser stets parallel zur Giebelrichtung organisiert.

Tab. VII.

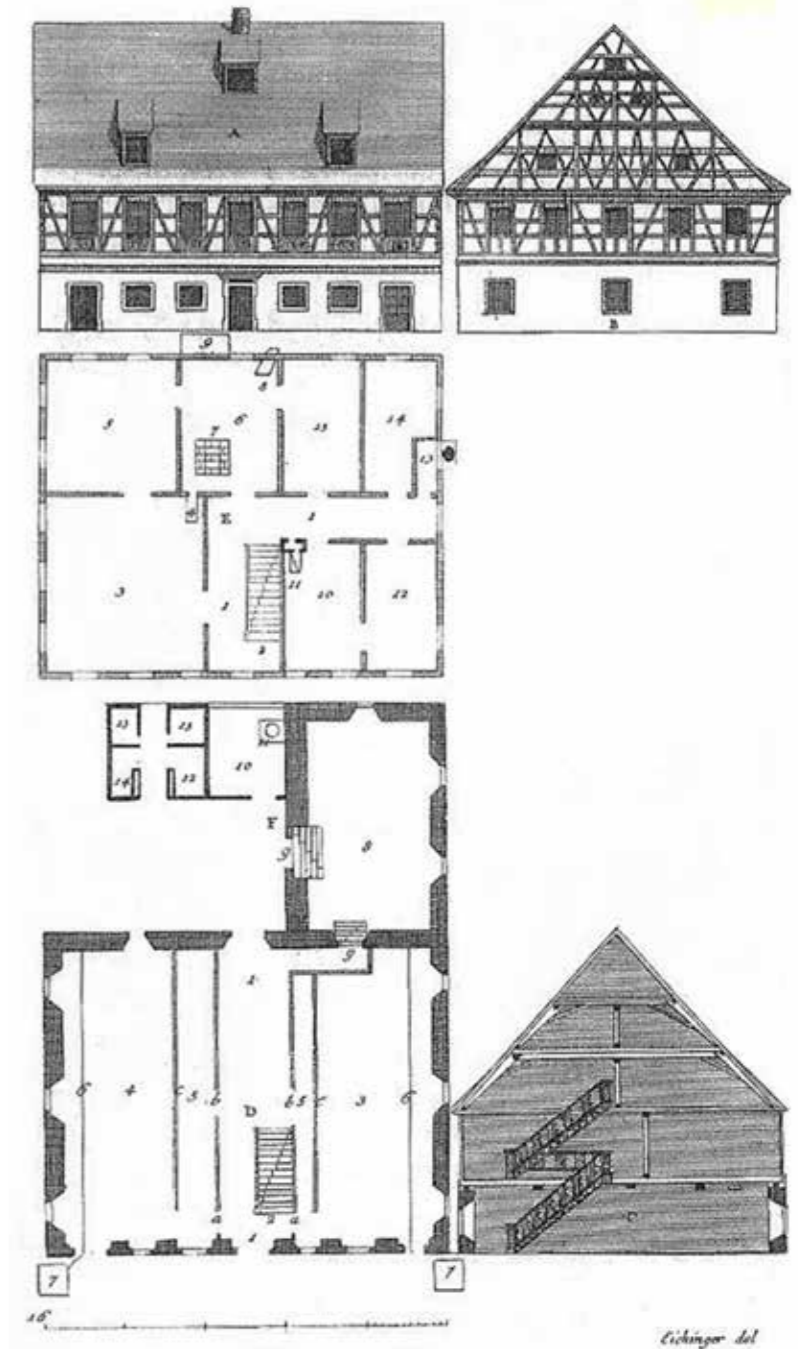


Abb. 36: Das ideale Bauernhaus nach Johann Friedrich Mayer. Tafel VII aus dem „Lehrbuch für die Land- und Hauswirth...“ von 1773.



Abb. 37: Das Bauernhaus aus Zaisenhausen von 1550, heute im Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen.

Im Hohenloheschen ist die Scheune für das Heu und die Wagen stets als eigenes, eingeschossiges Gebäude unter einem steilen Satteldach neben dem Wohn-Stall-Haus errichtet, im Schwarzwald hingegen sind alle Funktionen in einem einzigen Gebäude vereint. Man sollte sagen: Unter einem gemeinsamen Dach, denn tatsächlich zeigen sich wie erwähnt beim Kinzigtäler Haus in der Konstruktion und in der Organisation des Gebäudequerschnittes zwei verschiedene Hausteile, der zweigeschossige Stall- und Wohnteil talseitig für sich abgezimmert, daran angelehnt zum Berg hin eingeschossig die Futtertenne und Heulege mit der Fahr darüber. Erst ab dem Wandrähm und in der Dachkonstruktion werden beide Teile zu einem. Es ist also nicht allzu abwegig, im Kinzigtäler Haus eine Weiterentwicklung oder Spielart der Organisation des von J. F. Mayer beschriebenen Bauernhaustyps zu sehen, mit dem Kunstgriff, Wohn-Stall-Haus und Scheune nun hintereinander unter einem gemeinsamen Dach aufzureihen und geschickt dem Hang entlang zu staffeln.

Erwähnung fand bereits die am Fachwerkbau geschulte Baukonstruktion der Kinzigtäler Häuser, bei den Häusern aus Hohenlohe handelte es sich stets um Fachwerkhäuser. Die Wandständer stehen hier wie dort am gleichen Ort im Grundriss.

Die Hohenloher Häuser trugen steile Satteldächer, also auch die hohen Giebeldreiecke, die sich im Lehengericht so häufig und offenbar schon früh finden lassen, und dort zu einem ähnlich glatten Fassadenbau ohne die im Holzbau üblichen Vor- und Rücksprünge führen mussten, wie ihn die Pendants nördlich ebenso hatten. Die große Stube des Hauses aus Zaisenhausen zeigt gar eine (allerdings rekonstruierte) bandartige Befensterung über Eck, wie sie im Schwarzwald als typisch gilt.

Daraus zu schließen, ein Haustyp aus dem fränkischen Reichskreis sei im Süden eingewandert (und hätte sich dort womöglich gekreuzt mit der Bohlenstube und anderen Holzbaulösungen des altoberschwäbischen Hauses), ist genauso wenig belegbar, wie man behaupten kann, die Württemberger, die ohnehin erst nach 1806 in Franken das Sagen hatten, hätten den Lehengerichtern diesen Typus verordnet. Offenbar ähneln sich schlicht die Formen der Häuser in den verschiedenen Landstrichen. Gleichwohl standen die Bauherren in gewissem Austausch, zu bestimmten Zeiten kommt es zu vergleichbaren Lösungen für vergleichbare Bauaufgaben, ohne dass eine klar gezogene räumliche Eingrenzung nützlich, geschweige denn möglich erscheint und die Suche nach dem Ursprung Sinn stiftend wäre. Das schmälert die Leistung der Bauherren des Kinzigtäler Hauses nicht, denn hier wurde eine zeittypische Lösung perfekt an die topographischen, klimatischen und wirtschaftlichen Bedingungen



Abb. 38: Der Hof im Oberreichenbächle (18. Jh.). Aufnahme 2015



dieses Teiles des Schwarzwaldes angepasst, und damit dort zum idealtypischen Gebäudetypus, der deshalb so lange Bestand haben konnte. Das hat bis heute Vorbildcharakter.

### Die Bauform der Hofgebäude im Reichenbächle

Nicht unterschlagen werden soll, dass zwei der Lehengericht Höfe, beide im Reichenbächle, eine ganz andere Grundrisslösung und eine andere Nutzungsverteilung zeigen: Der Hof im Oberreichenbächle und der Obere Stammelbachhof. [Abb. 38, 39] Damit erinnern diese beiden Höfe an eine andere Hausform, die also hier und in den angrenzenden Gebieten (im Kirnbach, im Reichenbach/Hornberg, aber auch im Elztal) ebenfalls mit guten Gründen in Erwägung gezogen wurde: Das altoberschwäbische Küchenflurhaus. Hier baut ein zweigeschossiger Wohnteil auf einem niedrigen Sockel mit Gewölbekeller auf, im Erdgeschoss schließt sich zum Berg hin an den Wohnteil unmittelbar der Stall mit querliegendem Futtergang an, das Vieh betritt den Stall von der Seite. Direkt darüber wurde das Heu gelagert. Der Dachraum mit Bühne und Fahr entspricht weitgehend dem zuvor beschriebenen eingeschossigen Typ. [Tafel 8]

Der Erdgeschossgrundriss der Wohnung gleicht im vorderen Bereich, mit giebelseitiger großer Stube und Elternschlafstube, dem Hausgang und der Küche, dem des Kinzigtäler Hauses mit eingeschossigem Wohnteil. Die Raumschicht in der Hausmitte mit den Kammern und dem Gang dazwischen gibt es jedoch nicht, die Schlafkammern der Kinder sind im Obergeschoss untergebracht, über den beiden vorderen Stuben. Durch einen Schieber in der Decke über dem Kachelofen kann abends die Wärme der großen Stube nach oben in die Kammern geleitet werden. Die Stuben

tragen hier also keine Gewölbe, sondern werden von gleichfalls gespannten flachen Bohllendecken überspannt, die mittig auf dem sogenannten Sohlbaum abgestützt werden. [Abb. 27] Den Hausgang gibt es in beiden Geschossen gleichermaßen, in ihm ist die schmale Stiege nach oben untergebracht. Die Kammern der Bediensteten sind im ersten Stock über dem Stall entlang der Seitenfassade der Eingangsseite angeordnet, eine lässt sich vom oberen Hausgang direkt betreten, die ein bis zwei weiteren erreicht man über einen Balkon entlang der Fassade, den „Trippel“. [Abb. 28] Der Raumeindruck ist in diesem Haus ein ganz anderer, denn die Raumhöhen liegen bei nur etwa zwei Metern, im Obergeschoss sogar häufig noch darunter. [Abb. 40, 41] Nur die Rauchküche ist sehr viel höher, denn sie reicht über beide Geschosse. Über der Feuerstelle und dem Rauchastritt des Stubenofens ist hier stets ein Gwölm angeordnet, das den Rauch fängt und kanalisiert, damit er nicht in die Schlafkammern des Obergeschosses gelangt. [Abb. 17] Er entweicht hier nicht über die Nussbühne, die es hier nicht gibt, zur Giebelseite des Gebäudes, sondern nach dem Abkühlen im Gwölm direkt über die Seitenfassade im oberen Bereich der Küche.

Auch eine Leibgedingkammer findet sich bei diesem Haustyp: Sie liegt noch neben der elterlichen Schlafstube und wird von der Küche aus betreten. Sie springt über die küchenseitige Längsfassade hinaus, über ihr wird die Dachschräge bis auf die Decke über dem Erdgeschoss heruntergezogen, was der Frontfassade ihr typisches asymmetrisches Gesicht gibt.

### Die typischen Veränderungen späterer Jahre

Einerseits hat die Notwendigkeit der Sanierung altersschwacher bzw. der Wiederaufbau etwa

Abb. 39: Der Obere Stammelbachhof (frühes 18. Jh.). Aufnahme 2006

Abb. 40: Stube auf dem Hinteren Liefersberger Hof (17./18. Jh.), der demselben Typus angehört wie der Hof im Oberreichenbächle und der Obere Stammelbachhof. Aufnahme 2017



Abb. 41: Schlafkammer im Obergeschoss des Hinteren Liefersberger Hofes. Aufnahme 2017



Abb. 42: Der Kornspeicher des Wöhrlehofes auf dem Liefersberg von 1817. Aufnahme 2016

Abb. 43: Der Kornspeicher des Hofes im Rohrbach von 1822. Aufnahme 2016

durch Feuer zerstörter Höfe zu Veränderungen im Erscheinungsbild und der Nutzung geführt, die sich mit steigenden Ansprüchen an die Bequemlichkeit, mit steigendem Repräsentationsbedürfnis oder schlicht mit dem Einfluss des Zeitgeschmacks und der Verfügbarkeit von Baumaterialien erklären lassen. Andererseits bedingten die sich wandelnden wirtschaftlichen Voraussetzungen, der Wechsel etwa von der Subsistenzlandwirtschaft hin zur Erwerbslandwirtschaft mit höheren Erträgen und steigendem Personalbedarf oder die wechselnde Zusammensetzung der diversen Wirtschaftszweige und Einkommensquellen, die Anpassung der baulichen Gegebenheiten, also den Umbau der bestehenden Strukturen und den Neubau weiterer Nebengebäude.

Beinahe überall wirkt beides zusammen. Auf den Tafeln im Anhang an diesen Beitrag werden anhand der talseitigen Fassaden der Hofgebäude

der Höfe im Eulersbach und im Oberreichenbächle die typischen Veränderungen der letzten 300 Jahre in jeweils fünf Schritten exemplarisch skizziert. Beinahe jeder der übrigen Lehengerichter Höfe, so wie er heute dasteht, lässt sich mit einem dieser Stadien identifizieren. [Tafeln 5-7 und 8-10]

#### Steigender Platzbedarf

Im 18. Jahrhunderts veränderten sich Land- und Forstwirtschaft, bis etwa 1830 waren auch die baulichen Anpassungen an gewandelte Bedingungen abgeschlossen. Zum einen hatte sich seit dem Dreißigjährigen Krieg die Bevölkerung verdreifacht und musste ernährt werden, zum anderen waren viele Bauern durch die Dezimierung des Waldes, aber auch durch gelegentliche, freiwillige Erbteilung zur Intensivierung der Landwirtschaft nicht mehr nur als Nahrungs-, sondern auch als Einnahmequelle gezwungen. Für die Höfe bedeutete dies vor allem einen deutlich größeren Platzbedarf: Mehr Vieh muss gehütet und versorgt werden, es frisst mehr Heu, für dessen Ernte man größere Wagen und mehr Personal benötigt. Die Ackerflächen auf den Höhen oder durch Reutebrennen werden vergrößert, größere Mengen an Korn und Feldfrüchten müssen gelagert werden, die Bereiche im Hofgebäude, die man bisher dafür benutzt hatte, werden anderweitig gebraucht. Überall im Schwarzwald setzten sich zu dieser Zeit neue, modifizierte Gebäudetypologien durch, die den erhöhten Platzbedarf befriedigen konnten. Auch um das Lehengericht herum entstehen Neubauten mit zwei Vollgeschossen. Vorhandene Gebäude, die bisher mit einem Viehstand hinter dem Wohnteil ausgekommen waren, werden verlängert, um mehr Vieh unterbringen zu können, und aufgestockt, um mehr Menschen beherbergen zu können. Im Reichenbächle zeugen der Obere Stammelbachhof und der Hof im Oberreichenbächle von dieser Entwicklung. [Abb. 38, 39, Tafel 8-10]

Das im Lehengericht häufigere eingeschossige Kinzigtäler Haus mit seinem Stall im

Sockelgeschoss erwies sich jedoch auch hier als dauerhaft. Möglicherweise hat das damit zu tun, dass wenigstens ein Hausteil schon groß genug ist: Der Stall. Der gestiegene Platzbedarf für alle anderen Bereiche ließ sich offenbar durch Umorganisation und kleine Neubauten rund um das Hauptgebäude decken, für die es keiner großen und teuren Baukolonnen bedurfte. So wurden auf der Bühne im Dachraum über den vorderen Wohnstuben offenbar Zwischenwände entfernt, Heuvorräte wurden nun auch dort gelagert anstelle der Gerätschaften, für die wiederum Wagenschöpfe errichtet wurden. Um 1800 herum entstand zudem eine Vielzahl neuer Kornspeichergebäude, entweder als Ersatz von nun zu kleinen Vorgängern oder auf denjenigen Hofreiten, die bisher nur aus Haupthaus und Backhaus (oder gar nur dem freistehende Backofen) bestanden, als ganz neue Bausteine eines immer weiter wachsenden Gebäudeensembles. [Abb. 42, 43] Auch auf kleineren Höfen wurde nun oft eine eigene Getreidemühle errichtet. Sie stand nicht immer in unmittelbarer Nähe zum Hof – je nachdem, wo Wasser vorhanden war, um einen Mühlteich anzustauen – aber doch, wenn immer möglich, als teuerstes Stück Technik in Sichtweite zu den Häusern.

Schwieriger ist die Unterbringung der Menschen, denn die Wohnungen konnten so einfach nicht vergrößert werden. Selten kam es zwar zu einem zweigeschossigen Neuaufbau über dem bestehenden Sockelgeschoss, wie zum Beispiel beim Roßberghoferhof zwischen Wolfach und Hausach, im Lehengericht findet sich solches jedoch nicht. [Abb. 44] Stattdessen arbeitete man mit den bestehenden Strukturen: So werden bei vielen



Höfen die Balkone vor der elterlichen Schlafstube kurzerhand verkleidet, dort die alte Außenwand herausgenommen, um die Schlafstube nach vorne um einen Meter zu verlängern. [Abb. 2, 45] Wo der giebelseitige Balkon über die gesamte Hausbreite verlief, konnte die Stube gleich mitvergrößert werden. [Abb. 46] Nach oben hin waren diese Bereiche ja ohnehin gedeckt durch den Vorsprung des Bühnenbodens und der Dachkonstruktion. Die Vergrößerung der Schlafstube machte natürlich nur Sinn, wenn nun mehr als zwei Personen dort unterkommen sollten, und das waren meistens die Kinder der Hofeigentümer. In deren ehemaliger Kammer konnten nun zusätzliche Bedienstete einquartiert werden, die Eltern bezogen die frühere Leibgedingkammer (die zu diesem Zweck meist erst dann einen eigenen Ofen erhielt). Was machte man mit den Leibgedingern, den Großeltern? Sie erhielten nun ein eigenes Häuschen als Leibgeding, das in seinem Sockelgeschoss nun außerdem Platz bot für Vieh und dessen Dachraum mit Hocheinfahrt als Wagengarage dienen konnte. Das älteste amtlich bezeugte ist das Leibgedinghaus im Eulersbach von 1738. [Abb. 67] Eine andere einfache, und daher auch im Lehengericht oft gewählte Variante war der Anbau einer weiteren Schlafstube neben der Elternschlafstube, so dass es nun talseitig drei Stuben nebeneinander gab. Zu diesem Zweck konnte einfach durch Aufschieblinge in diesem Bereich das Dach ausgestellt werden (z.B. Kienbronn I und II, Backerleshof, Gütle Höllgräben und Rohrbachstüble). [Abb. 47, 48] Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden diese Anbauten manchmal zur „Widerkehr“

Abb. 45: Der Faißthof auf dem Bühl (17. Jh.) mit dem vorgezogenen Erker, der den Trippel ersetzt. Aufnahme um 1900

Abb. 44: Der Roßberghof an der Bundesstraße zwischen Wolfach und Hausach (1813). Um 1900 wird auch hier der Halbwalmdach durch ein Satteldach ersetzt und die Fassade mit Zierformen ergänzt. Aufnahme 2017



Abb. 46: Das Gütle und Gasthaus Heuwies um 1915. Die Frontfassade wurde bis auf die Vorderkante des früheren Trippels vorgezogen und abgestützt. Anbau unter großer Dachaufklappung.

aufgestockt, erhielten also einen eigenen Giebel „wider“ die Hauptgiebelrichtung, oder diese Widerkehren entstanden in einem Zug (z. B. Bohmen oder Hinterholz). [Abb. 49] Je nach Nutzung wurde der Dachraum der Widerkehr der Bühne zugeschlagen oder aber das gesamte Bauteil als zweigeschossiges Leibgeding ausgebaut. Mitunter werden nach und nach alle diese Erweiterungsmöglichkeiten an einem einzigen Haus verwirklicht, zum Beispiel am Hof im Eulersbach oder auf dem Hof Kienbronn II. [Abb. 2, 50]

Zu Erweiterungen der Wohnung zulasten der Wirtschaftsbereiche des Hofgebäudes kommt es vielerorts erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Am leichtesten lässt sich die Futtertenne zum Wohnen ausbauen, was dann auch verbreitet geschah. Dass der Eingriff aber alles andere als unproblematisch war, zeigte sich rasch: Bisher stieg über die Futtertenne die feuchtwarme Stallluft nach oben in den gut belüfteten Dachraum. Überall dort, wo man diese Verbindung unterbrach und keine neue Lüftungsmöglichkeit für den Stall erfand, war es nur eine Frage der Zeit, bis im Stall vor allem die erdberührte Bergwand feucht und das Gebälk faul wurde und sich überall der weiße Salpeterminerschlag zeigte. Erst, wenn die Landwirtschaft entweder in externe Neubauten ausgelagert oder ganz aufgegeben worden war, kam es viel später auch zu Ausbauten des Dachgeschosses oder seltener des Stalles.

#### Auf die Dachform folgt die Fassade

Nur wenige Lehengerichter Höfe an exponierten Lagen, nach Westen oder Südwesten gerichtet, sind gegenwärtig von einem Halbwalmdach gedeckt, die Dachstühle sind jedoch nicht mehr die ursprünglichen. Die große Mehrheit der Lehengerichter Höfe verfügt talseitig über ein Satteldach und zeigt das charakteristisch hochaufragende dreieckige Giebelfeld. Bergseitig, bei der Hocheinfahrt auf die Bühne, findet sich bei gut der Hälfte der Höfe ein Halbwalmdachabschluss, häufig bei solchen, die noch über den historischen Dachstuhl verfügen, aber auch bei neuen Stühlen insbesondere dort, wo das Tenntor gegen die Witterung von Westen geschützt werden soll. Die Forschung hält die Erscheinungsform des talseitigen Satteldaches für eine spätere Veränderung an der Schwelle zum 20. Jahrhundert, was sich tatsächlich bei vielen Hofgebäuden, die noch über historische Stühle verfügen, auch so belegen lässt. Meist ging der Umbau vom weit überhängenden Halbwalmdach zum Satteldach mit der Umrüstung von Stroh auf Ziegel einher, die bei den neuen geraden Ortgängen nicht geschnitten werden mussten. Offensichtlich entsprach das mächtige, geometrische Giebelfeld einfach auch dem Zeitgeschmack und entsprach dem Wunsch nach sichtbarer Modernisierung. Wiederaufbauten dieser Zeit erhielten ohnehin in der Regel die Form des Satteldaches.

Der Stammelhof beweist aber, dass schon 1789, und damit gut 100 Jahre zuvor, das Satteldach eine gebräuchliche Alternative darstellte. [Tafeln 1-4] Dazu könnte der zu dieser Zeit aus Gründen sich verändernder Landwirtschaft steigende Platzbedarf beigetragen haben, der bei vielen Höfen zur Anlage diverser (weiterer) Nebengebäude geführt hatte, die Funktionen aufnahmen, die vorher im Hauptgebäude untergebracht waren. Ob gerade die beim Stammelhof prägnante Lage in unmittelbarer Nähe zur Stadt Schiltach mit ihren giebelständigen Fachwerkhäusern den Wunsch nach der weniger archaischen „städtischen“ Giebelform hat aufkommen lassen, gehört



freilich ins Reich der Spekulation. Offensichtlich betraten die Erbauer des Stammelhofes aber Neuland, denn sie mussten ihre Entscheidung für den hohen verschalten Dreiecksgiebel teuer bezahlen.

Der Stammelhof zeigt exemplarisch als eines der ältesten Beispiele, welcher Metamorphose die typische Holzbaukonstruktion unterworfen werden musste, weil sich die Dachform änderte bzw. man eine Dachform wählte, die mit einer anderen Konstruktionsart, dem Fachwerk, verbunden war. Denn schon wenige Jahrzehnte nach der Erbauung des Stammelhofes zeigte sich am miserablen Zustand des Holzwerks, dass die einschalige plastische Holzstruktur mit ihren Ständern, Schwellen, Bohlen und Bändern, den prägnanten Fensterkern und Balkonen auf der Giebelseite dauerhaft nur funktioniert unter dem Schutz des weit überhängenden und weit heruntergezogenen Halbwalmdaches. Nur dann hält es problemlos 400 Jahre. Unter dem knappen Überstand des Satteldaches waren nun aber die Holzteile schutzlos der Witterung ausgesetzt, Regenwasser blieb auf den Vorsprüngen der Fenstererker und der Fußschwelle liegen, fraß sich in die filigranen Fenster, prasselte auf den Balkon vor der Schlafstube – und sorgte für die rasche Zerstörung der Bauteile. Schon nach 40 Jahren musste man tragende Teile ersetzen, zunächst in gleicher Art, und verschloss in diesem Zuge gleich auch die nach außen offene Nuss- oder Rauchbühne. Dass nun der warme Rauch fehlte, der für gewisse Trocknung und den Schutz vor Schädlingen gesorgt hatte, verschärfte die Problematik weiter. Um 1875 sah man sich deshalb schließlich zu einem für das Erscheinungsbild des Schwarzwaldhauses radikalen Schritt gezwungen: die Fenstererker wurden abgenommen, die Stichbalken abgesägt und damit der Balkon beseitigt, die gesamte talseitige Außenwand und das seitliche Außenwandstück der großen Stube wurde mit einer vertikalen Bretterschalung unter Deckleisten verkleidet. Die kleinteiligen unverkitteten Fenster wurden durch einfachere, verkittete

Abb. 47: Der Hof Kienbronn I. Erweiterung des Wohnteils durch Dachaufklappung seitlich. Hier ist außerdem die typische Gesamtanlage, bestehend aus Hofgebäude, Backhaus, Kornspeicher und Leibgeding, gut erkennbar.

Abb. 48: Der Hof Höllgräben, eine frühe Ausgründung vom Eulersbacher Hof, mit der typischen späteren Dachabschleppung rechts. Aufnahme 2016

Abb. 49: Der Hinterholzhof als Beispiel für die Erweiterung durch eine Widerkehr anschließend an die giebelseitige Schlafstube. Aufnahme 2016

Abb. 50: Der durch Widerkehr und Abschleppung erweiterte Hof Kienbronn II.



Sprossenfenster ersetzt. Auch innen änderte sich nun das Bild. Die von Feuchtigkeit und daraus folgendem Schädlingsbefall stark beschädigten Bohlen der Außenwände hatte man nur dort ausgefleckt, wo es gar nicht anders ging, ansonsten wurden sie mit Kalk fixiert und gedichtet. Die Lösung hätte bauphysikalisch dauerhaft sein können, wenn der Zeitgeschmack 1875 nicht auch noch den Wunsch



Abb. 52: Die unter der Verschalung noch komplett vorhandenen, aber stark beschädigten Holzbauteile des Stammelhofes mussten während der Sanierung vollständig ersetzt werden, der um 1875 abgebaute Balkon wird nicht rekonstruiert. Aufnahme 2017

Abb. 53: Kienbach – regelmäßig gesetzte einzelne Fenster anstelle der Fenstergruppen, die Reste der ehemaligen Holzwand werden verborgen von einer Bretterverschalung, die später häufig verschindelt wird. Aufnahme 1926

nach Tapeten hätte aufkommen lassen. Deren Leim war für neue Schädlinge ein gefundenes Fressen, das Holz der Bohlen konnte nach innen nicht mehr atmen, die Originalteile ließen sich bei der aktuellen Sanierung nicht mehr retten.

Das Gesicht des Schwarzwaldhofes in Kinzigtäl Bauart hatte sich am Stammelhof nun vollständig verändert. Allein durch die Entscheidung für den vermeintlich modernen, hochaufragend verschalteten Giebel verlor auch die Fassade des Wohnteils komplett ihre Plastizität und wurde glatt verschalt. [Vergl. dazu Tafel 2] Die Fenstererker und der Balkon verschwanden. Die materialsparende einschalige Holzbautechnik, die bisher allein für den fest gefügten Raumabschluss, die Statik und das innere und äußere Erscheinungsbild gesorgt hatte, benötigte nun einen separaten Wetterschutz außen, erhielt eine Verkleidung innen und war also plötzlich zu einem dreischaligen Wandsystem geworden. Dieser für das Bild der landschaftsprägenden Höfe so weitreichenden Veränderung wurden nach und nach alle Höfe im Lehengericht unterworfen, bis etwa um 1930 kein einziger Hof, bis um 1960 auch kein Gütle und kein Taglöhnerhaus mehr sein ursprüngliches, vom traditionellen Holzbau gezeichnetes Gesicht zeigte. Es entstanden neue Moden, die schließlich

zu typischen Erscheinungsformen wurden, wie etwa die Verkleidung mit Holzschindeln oder die regelmäßige Verteilung zweiflügeliger Fenster auf der Frontfassade anstelle der hierarchisch gegliederten bandförmigen Fenstergruppen der Erker. [Abb. 2, 53]

Die Verkleidung der Wand mit einem Wetterschutz folgte also notwendigerweise aus der Beseitigung des talseits weit überhängenden Walms zunächst als reine Sicherungsmaßnahme. Wie so oft machte man aber bald aus der Not eine Tugend und nutzte die neue Außenhaut, um Modernität und Wohlstand zu demonstrieren: Wer konnte, leistete sich eine Verkleidung aus Holzschindeln, selbst dort, wo eigentlich längst Fachwerk den Holzbau ersetzt hatte oder sogar ursprünglich war. Der Schindelmantel blieb bis in die 1960er-Jahre favorisiert und gilt bis heute als Kennzeichen der Heimat. Erst mit dem Umbau einiger weniger Hofgebäude zu vollständigen Mauerwerksbauten wählte man auch anderswo einen Verputz, wo man das ältere Fachwerk darunter kaschieren und also erhalten wollte. Selten blieben Sichtfachwerke erhalten, wie beim Konradshof Vor Erdlinsbach (wohl um 1800), nur in einem Fall entsteht aus dem Fachwerk eine historisierende Zierform, und zwar an einer Stelle, in der es sonst nirgendwo zum Einsatz kam, um den Stolz der Besitzer auszudrücken: Am Giebeldreieck des Hofes im Hunsel. [Abb. 54]

Die Modernisierungswelle erfasste hier und da auch die Nebengebäude um das Hofgebäude. Auf dem Konradsbauernhof im Sulzbächle, 1881



Abb. 54: Der Hunselhof mit seinem Giebel aus Zierfachwerk im typischen Heimatstil von 1908.



neu errichtet, wird nun die Galerie des knapp drei Generationen älteren Kornspeichers mit einem Schindelmantel verkleidet und damit zu einem stattlichen Haus. [Abb. 3, 55] Der große Speicher des Hunselhofes erhält auf der dem Hofgebäude zugewandten Seite sogar eine Fachwerkwand – zur Zierde. [Abb. 56] Diejenigen Gebäude auf der Hofreite, die um 1900 erst neu entstehen, Leibgedinghäuser etwa, sind von vorneherein als Fachwerkbauten konzipiert, auch sie erhalten später häufig den typischen Schindelmantel. [Abb. 47]

#### Holz, Fachwerk oder Stein?

Sobald eine Fassade im 19. oder frühen 20. Jahrhundert mit einem Wetterschutz verkleidet



wurde, egal ob Bretter, Schindeln oder Putz, lässt das äußere Erscheinungsbild der Häuser keinen unmittelbaren Rückschluss mehr zu, woraus die Wände gebaut sind. Auskunft darüber, wie tiefgreifend die Veränderungen damals schon waren, können die erhaltenen Feuerversicherungsbücher geben. [Abb. 57, 58] Im ältesten im Schiltacher Stadtarchiv aufbewahrten Feuerversicherungsbuch sind für das Jahr 1880 zwei Hauptgebäude der in den spätmittelalterlichen Lagerbücher bereits erwähnten Hofgüter (und ihrer späteren Abspaltungen) aus Stein gebaut, 15 als „Steinriegel“-Konstruktion, also aus Fachwerk, 28 aber sind reine Holzbauten. Im Vergleich mit dem Feuerversicherungsbuch von 1909, dem jüngsten in Schiltach erhaltenen, das noch detaillierte Materialangaben macht, stellt sich heraus, dass lediglich zwei ehemalige Holzbauten nun als Fachwerkbauten geführt wurden, die Anzahl der Steinbauten erhöhte sich nicht. 60 % der Hauptgebäude der Höfe hatte 1909 ein Ziegeldach, 40 % hingegen noch immer ein Strohdach.

Heute sind reine Holzbauten nur noch vereinzelt unter den ehemaligen Taglöhnerhäusern oder Kleinbauernhäusern („Gütle“) zu finden, davon lediglich zwei denkmalpflegerisch saniert. Sie sind Zeugnisse dafür, wie man sich das ursprüngliche Erscheinungsbild der Bauten vorzustellen hat: Das nach originalen Befunden rekonstruierte Kleinbauern- und Waldarbeiterhaus Erdlinsbach 9, das bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen soll, sowie das Gütle Auf der Ecke von 1722, das über die Jahrhunderte zwar immer wieder verändert und vergrößert wurde, aber noch viele originale Bauteile aufweist. [Abb. 59, 60, vgl. Tafel Taglöhnergütle] Bei den großen Hofgebäuden allerdings wurden sämtliche reine Holzkonstruktionen in den letzten 100 Jahren ersetzt: zunächst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch überwiegend durch Fachwerk, wer erst danach umbaute, benutzte Mauerwerk. Bis heute, so zeigen die Befunde, ist Fach- oder wenigstens Ständerwerk hinter einem Schindelmantel oder hinter Verputz die weitest verbreitete Bauart im Lehengericht.

Abb. 55: Der Speicher des Konradsbauernhofes im Sulzbächle von 1834. Hinter dem Schindelmantel zeigt sich das Gebäude unverändert, hier die seitliche Galerie mit Blick auf den Eingang zur Knechtekammer. Aufnahme 2016

Abb. 56: Die Galerie des Hunselhofspeichers wird mit einer Fachwerkwand verblendet, das zuvor plastisch gegliederte Gebäude dadurch zu einem geschlossenen Volumen. Aufnahme 2016

Abb. 57 (links):  
Das Lehengerichter  
Feuerversicherungsbuch  
von 1854.

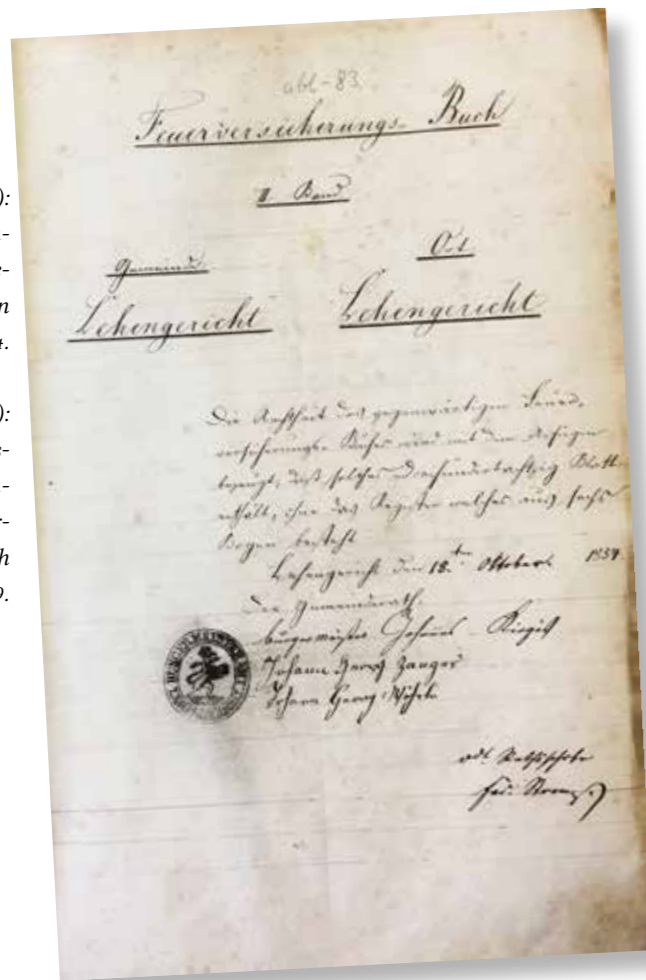


Abb. 58 (rechts):  
Die Grundriss-  
skizze des Höfen-  
hofes im Feuerver-  
sicherungsbuch  
von 1909.



Abb. 61: Die Stube des Schornhofes auf der Grub (Wolfach)  
in der Ausstattung der 1920er-Jahre. Aufnahme 2016



vorkragender Halbwaln die Front beschützte, wurde auf den hohen dreieckigen Giebel unter knapp überstehendem Satteldach umgerüstet. Die Hauptschauseite in ihrer Flächigkeit und einfachen Geometrie wirkte plötzlich großzügig und geöffnet – passend zu den hohen Innenräumen, die nun keine Bauernstuben mehr waren, sondern bürgerliche Zimmer. Vermutlich konnte sich diese Mode im Lehengericht auch deshalb so flächendeckend verbreiten, weil sie sich an den Kinzigtäler Häusern eben auch so leicht verwirklichen ließ. Das ursprüngliche Erscheinungsbild ist im Lehengericht zwar lückenloser getilgt als anderswo im Schwarzwald, aber die ursprüngliche Struktur der Häuser gleichzeitig besser erhalten, denn wer anderswo die neue Wohnvorstellung verwirklichen wollte, der musste abreißen und neu bauen. Schwarzwaldler Höhenhäuser, wenn sie denn ihren einmaligen Charakter bewahren sollen, sind keine einfach an moderne Wohnvorstellungen anzupassenden oder anderweitig umzunutzenden Gebäude.

landschaftsprägenden Hofgebäude zu Recht. Und übrigens auch zum Vorteil von deren Besitzern, denn ihnen bringt die Sanierung und der denkmalgerechte Umbau erhebliche steuerliche Vorteile über viele Jahre. Dort, wo die Landwirtschaft im Hofgebäude ausgedient hat, können in den Dachräumen mit hohem Respekt vor der historischen Struktur großzügige Wohnungen untergebracht werden, deren Einzigartigkeit sich mit einem Neubau kaum realisieren ließe, und der im Außenbereich, wo die meisten der Höfe stehen, baurechtlich auch gar nicht zulässig wäre. [Abb. 62] Inzwischen gibt es ermutigende Beispiele von Umnutzungen auch für die Stallbereiche, ja sogar für die wertvollen Kornspeicher nebenan.

Wohnen wie in der Stadt

Mit dem Einbau von Kaminen im 19. Jahrhundert, die den offenen Rauch erst unter der Küchendecke aufnahmen, schließlich von in sich geschlossener Feuerung und Schornsteinen im 20. Jahrhundert, wurde die Rauchbühne über den Stuben obsolet. Sie wurde nach außen geschlossen, auch im Hausgang und in der Küche war es nun wärmer. Damit hatte auch das Prinzip der in sich geschlossenen Funktionseinheit der Bohlenstuben eigentlich ausgedient. Zunächst blieben die flachen Holzgewölbe aber überall am Ort, denn sie galten weiterhin noch als Kennzeichen eines stolzen Bauernstandes und die niedrigen Räume sparten Heizenergie. Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts änderte sich die Wohnvorstellung. Das städtische Wohnen in hohen Räumen galt auch auf dem Land als erstrebenswert – und war in den Kinzigtäler Häusern im Gegensatz zu den anderen Bauernhaustypen im Schwarzwald auch umzusetzen, sogar einfach. Denn die

Raumhöhe hatte man ja. Also wurden die gewölbten Bohlendecken herausgenommen und die Wände und Decken verkleidet mit zunächst nach Zeitgeschmack noch dunkel maserierten, später hell überstrichenen Holzvertäfelungen. [Abb. 61] Wer es sich leisten konnte, arbeitete jetzt auch die Fassade um und gönnte sich neue, symmetrisch in die nun schindelverkleidete Fassade gesetzte Fenster anstelle der altmodischen Erker. Dort, wo noch ein tief herabhängender und weit

Es gilt bis heute und in Zukunft: Mit den Kinzigtäler Häusern ist es ein Stück einfacher. Ihre Grundrisse sind noch immer aktuell, die Stockhöhen stattlich. Das typische Erscheinungsbild zeigt nicht mehr den plastischen Holzbau unter weit überhängendem Dach, seit langem schon gehört der stattliche Giebel über großzügig befensterter Frontfassade zur Identität, die es zu bewahren gilt. Das alles erleichtert die Weiternutzung auch dann, wenn Denkmalschutz besteht – und der besteht bei der Mehrheit der nach wie vor

Der Schwarzwald lebt stärker noch als andere Kulturlandschaften von seiner Baukultur. Ohne die großen ruhigen Dächer der Hofgebäude, malerisch umgeben von ihren Nebengebäuden, eines heimeliger als das andere, lässt sich die Identität auch des Lehengerichtes kaum denken. [Abb. 63] Wenn es darum geht, das eigene Stück Heimat zu erhalten und zu überliefern, dann muss die Pflege der Baukultur im Wissen um ihren unersetzlichen Wert eine zentrale Rolle spielen.

Abb. 62 (unten links): Der gelungen sanierte Weidenhof. Aufnahme 2016

Abb. 63 (unten rechts): Blick in Kinzigtal und Reichenbächle, aufgenommen um 1975.

Abb. 60: Das frühere Gütle des Unteren Stammelbaches, heute der Eckehof, zeigt trotz vielfacher Veränderungen noch Bauteile von 1726.





## Tagelöhnerhäuser und -gütle

Talschaften wie das Lehengericht sind nicht vorstellbar ohne die typischen Häuschen für die Waldarbeiter, Handwerker und Kleinbauern. Die Besitzer der großen Hofgüter stellten ihren Waldarbeitern, nicht selten ihren nicht erbberechtigten Geschwistern, kleine Grundstücke in engen, anderweitig kaum zu nutzenden Seitentälern zur Verfügung. Schon in den Lagerbüchern 1591 sind auch Tagelöhnerhäuser erwähnt, mit der Bevölkerungszunahme seit dem Dreißigjährigen Krieg wächst diese soziale Schicht stark. Weil die Großbauern damit ein Abhängigkeitsverhältnis sicherstellen wollten, war es den Tagelöhnern zunächst verboten, Großvieh zu halten. Ab dem 18. Jahrhundert wurden aber auch die Tagelöhner mehr und mehr zu Kleinbauern. Ihre Häuser sind aufs engste verwandt mit den großen Hofgebäuden und zeigen daher viele Gemeinsamkeiten – freilich einige Nummern kleiner. Sie verfügen meistens über einen kleinen Stall im Sockelgeschoss und eine zweiraumbreite Wohnung darüber. Wenigstens die Wohnstube trägt auch hier ein Holzgewölbe mit Rauchbühne, in der Mitte des Wohngeschosses befinden sich Hausgang und Küche, bergseits liegen zwei kleine Schlafkammern. [Tafel rechts] Der Dachraum dient als Arbeitsbühne und Futterlager, über eine Hocheinfahrt erreichbar. Die Häuser waren als reine Holzbauten ausgeführt in identischer Bautechnik wie die großen Höfe. Gerade in engen Seitentälern wie dem Erdlingsbach im Vorderlehengericht finden sich die ursprünglich einander gleichenden Tagelöhnerhäuser der Waldarbeiter aufgereiht wie an einer Perlenkette, darunter wahre historische Schätze. Hier lassen sich die verschiedenen Stadien der



Abb. 65

Veränderungen studieren, denen auch diese Bauten ausgesetzt waren. Das Haus Vor Erdlingsbach Nr. 9/1 wurde in den 90er-Jahren vorbildlich denkmalgerecht saniert und rekonstruiert, es sieht wieder so aus wie vor 400 Jahren, abgesehen vom Dach, das früher mit Stroh gedeckt war. [Abb. 59, Tafel rechts] Das Haus Erdlingsbach Nr. 1 zeigt den Zustand von vor 100 Jahren: Wie bei den großen Höfen wurde das Walmdach durch ein Satteldach über einem verschalteten Dreiecksgiebel ersetzt, die Außenwände der Stuben sind mit Brettern verschalt, die Erker demontiert und neue Fenster eingesetzt. Ein einziges ursprüngliches Fenster wurde im Giebel wiederverwendet. [Abb. 64]

Die Kleinbauernhöfe oder „Gütle“ hatten von Beginn an das Recht, auch Großvieh zu halten. Sie finden sich in nicht ganz so benachteiligten Lagen und verfügen über etwas mehr Land, das die Erstgeborenen den Erben der Hofgüter gegen ihr Erbteil in Geld abgekauft, also nicht durch Erbteilung erhalten hatten, wie etwa auf dem Kienbronn geschehen. Noch immer reichten die Grundstücke der Gütle jedoch nicht aus, ihre Besitzer zu ernähren, sie mussten als Handwerker dazuverdienen. Mitunter konnte ein geschickter Besitzer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sein Gütle zu einem recht stattlichen Hofgut ausbauen, wofür beispielsweise die Namen Höllgräben, Hunersbach, Hollaich oder Herrenweg stehen. Im Grunde genommen stellen die Gütle ursprünglich eine kleine, identisch aufgebaute Ausgabe der großen Hofgebäude dar, mit einem Stall im Sockelgeschoss, der nur über einen Viehstand verfügte, einer Wohnung, um ein oder zwei Kammern kleiner, aber auch mit Tenne, Heulege mit Fahr und Bühne. [Abb. 19] Auch hier stieg bald der Platzbedarf, und die nicht allzu geräumigen Häuser wurden immer weiter vergrößert. [Abb. 65] Das Gütle „Auf der Ecke“, der heutige Eckehof, im 18. Jahrhundert vom Stammelhofhof abgespalten, wurde im 19. Jahrhundert gar unter einem neuen Dachstuhl zu einem Doppelhaus ergänzt, im Hunersbach gleich nebenan, seit dem 16. Jahrhundert ein Tagelöhnergütle des Hofes im Reichenbächle, wurde 1847 komplett neu gebaut. [Abb. 60, 66]



Abb. 66

Tafel: Das Tagelöhnergütle Vor Erdlingsbach Nr. 9/1 (17. Jh.).

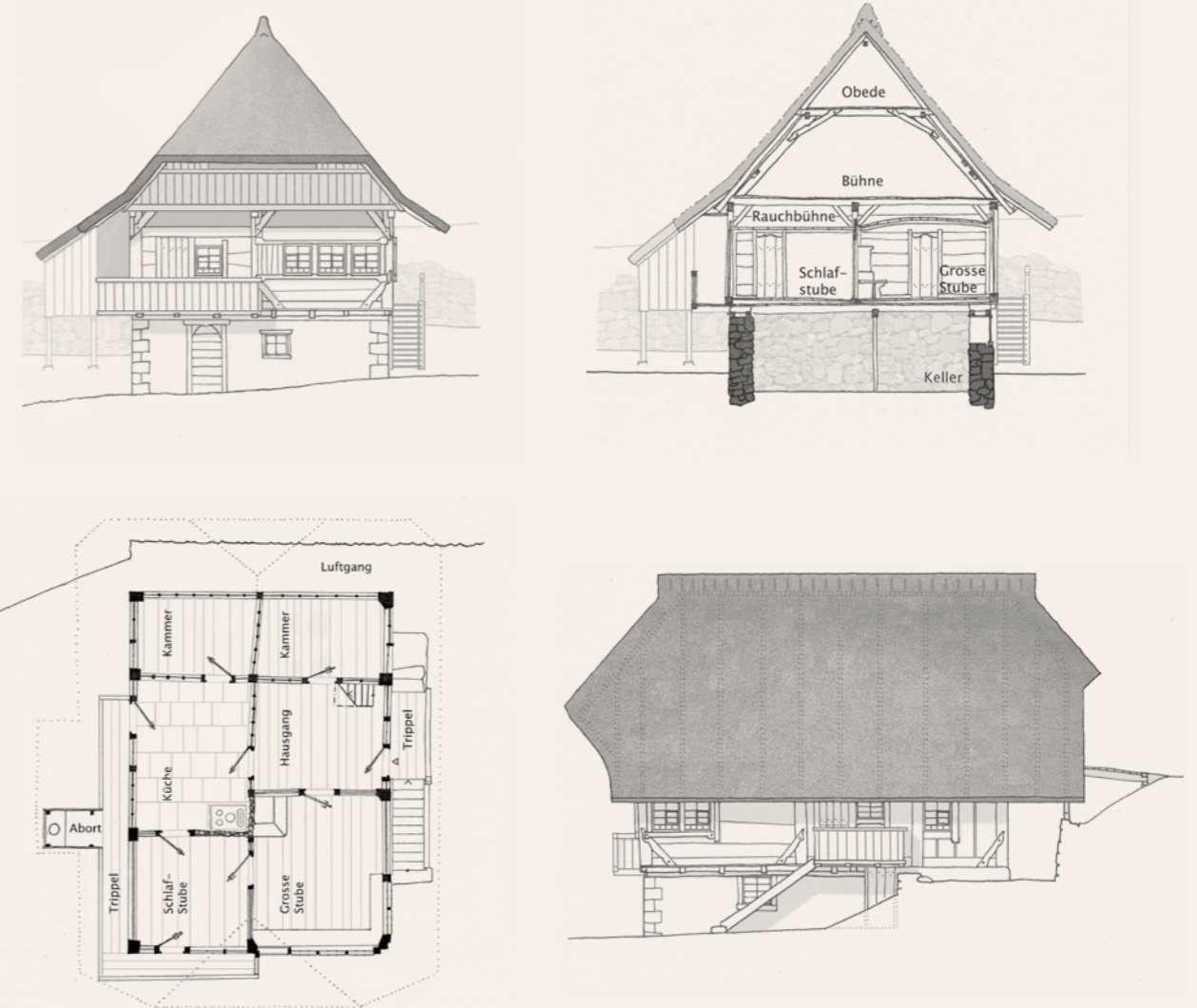


Abb. 59: Haus Vor Erdlingsbach 9/1



Abb. 64: Haus Erdlingsbach 1

Tafel 5: Eulersbacher Hof

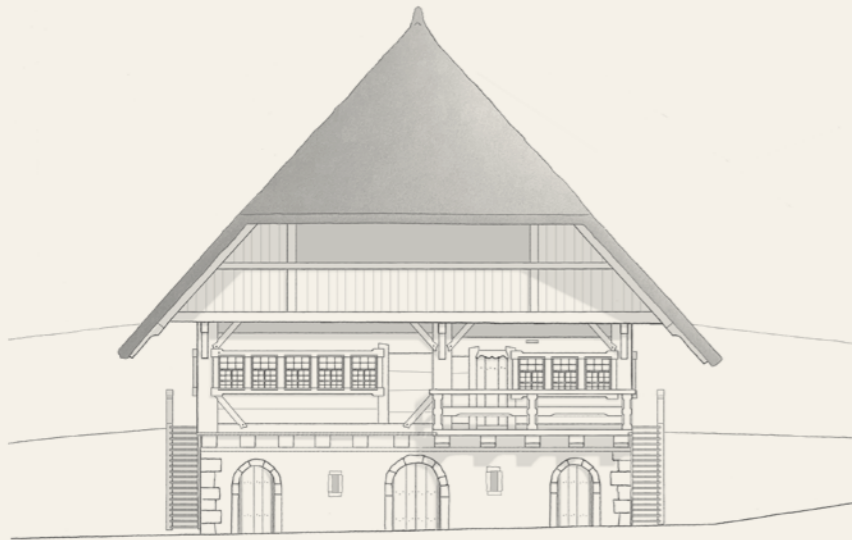


Abb. 67: Der Eulersbacher Hof um 1900 mit vorgebauter Schlafstube und dreistöckiger Widerkehr. Links das Leibgedinghaus von 1738, ebenfalls mit Widerkehr.



Abb. 68: Zustand um 1930, Detailansicht der erkerartig vorgebauten Schlafstube.

### Die Metamorphose des Eulersbacher Hofes

Der Hof im Eulersbach repräsentiert den am häufigsten im Lehengericht vertretenen Haustyp: Das Kinzigtäler Haus mit eingeschossiger Wohnung über gemauertem Stall. Eine erhaltene Inschrift, die allerdings im 19. Jahrhundert erneuert wurde, über dem Stubenwinkel in der großen Stube datiert das Hofgebäude auf 1634. Eine dendrochronologische Untersuchung liegt bisher nicht vor, gefügekundlich ist ein solches Baujahr aber sehr wohl möglich. Vom ursprünglichen Bau finden sich heute noch erhebliche Teile der Holzkonstruktion in Wänden, Decken und dem Dachtragwerk, auch wenn sie unter neuen Schichten verborgen sind. Auch das Sockelgeschoss lässt im Mauerwerk den Bau des 17. Jahrhunderts noch erkennen. Die Rekonstruktionszeichnungen stützen sich auf diese und weitere Befunde späterer Bauzustände sowie auf historische Photos. Nur sehr wenige Einzelheiten, wie die Positionen und Binnengliederungen einzelner Fenster oder die Art der Wandverkleidung späterer Bauzustände, mussten über Analogieschlüsse entschieden werden.

### 1634

Die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Umfeld des Kinzigtals übliche Hausform kombinierte ein talseitig gelegenes Wohnstallhaus mit einer eingeschossigen, von der Seite erschlossenen Wohnung über einem dreischiffigen Stall (mit einem mittigen Futtergang und zwei Viehständen in Firstrichtung) und eine hangseitige Scheune mit Futterterne und Heulege unter einem gemeinsamen großen Dach, das die befahrbare Arbeitsbühne und Lagerräume beinhaltete. Die Wohnung verfügte über sechs Räume, neben den beheizten giebelseitigen Stuben, der großen Wohnstube und der Schlafstube mit vorgelagertem Balkon („Trippel“) finden sich, beiderseits eines mittleren Flures, die Rauchküche mit offenem Feuer und drei unbeheizte Schlafkammern für die Großeltern resp. Leibgedinger,

die Kinder und das Gesinde. Die beiden vorderen, in der Ansicht sichtbaren Stuben, waren als festgefügte Bohlenkonstruktionen mit gewölbten Decken ausgeführt, die Belichtung erfolgte über Fenstererker. Durch die nach außen offenen Zwischenräume zwischen den Holzgewölben und der Balkenlage zur Arbeitsbühne, Rauchbühne genannt, entwich der offene Rauch aus der Küche. Das nach vorn halb abgewalmte Dach ragte weit über die Fassade hinaus, die Arbeitsbühne war nach vorn teilweise offen.

Die konstruktiven Holzteile, die Wandständer, die Fußriegel, die Wandrähme und die Deckenbalken mit einer dicken Glanzrußschicht sind unter den heutigen Verkleidungen noch erhalten und in Funktion.



Abb. 70

## Tafel 6: Eulersbacher Hof



geschlossene Brüstung aus geschweift gesägten Brettern im Stil der Zeit. Seitlich wurde das Milchhäusle in einen Vorbau unter einer Dachabschleppung integriert.

Die Leibgedinger wohnten übrigens schon lange nicht mehr mit im Haupthaus, das separate stattliche Leibgedinghaus wurde 1738 errichtet, weshalb seitdem der Familie im Hof mehr Raum zur Verfügung stand.

### 1887

Der Bauer, der sich seit einigen Jahren „Gutsbesitzer“ nennt, verpasst nun auch seinem Haus das dazu passende Erscheinungsbild und verewigt das Umbaudatum im Stubenwinkel. Die Schlafstube verlor nun ebenfalls ihre Gewölbedecke und erhielt einen aufgedoppelten Fußboden. An sie wurde über einer Stallerweiterung seitlich ein weiteres Zimmer samt direkt angeschlossenen Abort angebaut, das mittels einer bis an den First reichenden Dachaufklappung in die nun allerdings eigentümlich asymmetrische Giebelfassade integriert wurde. Die Fassade erhielt einen mittigen Akzent durch einen großstädtisch anmutenden, klassizistisch gegliederten Erker, der den bisherigen Balkon einhauste und nur noch auf drei der Stichbalken auflag. Alle anderen Balkenköpfe wurden verputzt. Anbau und Erker erhielten neue Fenster mit teuren, für damalige Verhältnisse recht großformatigen Scheiben. Die erst 20 Jahre zuvor eingebauten Fenster der großen Stube wurden nicht schon wieder ersetzt. Ein profiliertes Sims streckte das unregelmäßige Giebeldreieck optisch noch weiter in die Breite. Spätestens seit dieser Phase wohnte auch das Gesinde nicht mehr im Haupthaus, sondern war in einem Nebengebäude untergebracht.

Der Besitzer des Gasthauses Heuwies nahm sich um 1900 ein Beispiel am Eulersbacher Hof und erweiterte sein Haus ebenfalls mit einem Zimmer unter der bis zum First reichenden Dachaufklappung [vgl. Abb. 46].

### 1867

Nachdem der Hof über 250 Jahre in seinem Erscheinungsbild nahezu unverändert blieb, kam es in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach einem Verkauf zu ersten Eingriffen in das Erscheinungsbild. Das Strohdach wurde von einer Ziegeleindeckung abgelöst, die Arbeitsbühne geschlossen. Die große Stube verlor ihre Gewölbedecke und erhielt nun eine stattliche Raumhöhe, die sich auch in den neuen, sehr großformatigen Fenstern nach außen zeigt, die aber weiterhin in einen vorkragenden Fenstererker eingepasst sind. Der Stubenboden wurde nochmals aufgedoppelt, um eine bessere Abschottung gegen den darunterliegenden Stall zu erreichen. Die Fassade wurde nun flächig verschalt, der Trippel erhielt eine

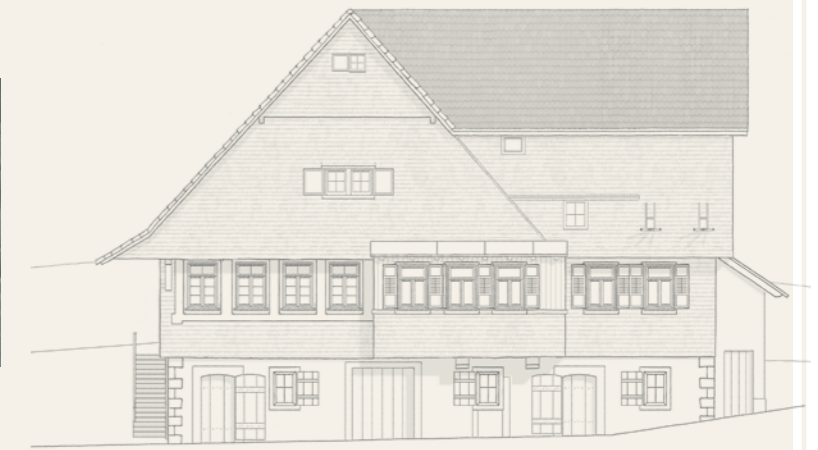
## Tafel 7: Eulersbacher Hof



Abb. 69: Zustand 1936. Sichtbar ist im Vergleich zu Abb. 67 die leichte Dachaufklappung an der Längsfassade, um mehr Licht in die Räume zu lenken.

### 1918

Nach wiederum recht kurzer Zeit kam es erneut zu tiefgreifenden Veränderungen. Die seitliche Dachaufklappung brachte außer einer stattlicheren Fassade für die Arbeitsbühne keinen nennenswerten Raumgewinn, weshalb der Eigentümer die neuen Sparren wieder abnehmen und über dem früher angebauten Zimmer nunmehr eine dreistöckige Widerkehr errichten ließ, deren First an die Firstlinie des Hauptdaches anschloss. Der seitliche Abort blieb als Anbau erhalten. An den Traufseiten wurde das Dach mittels Aufschieblingen nun etwas nach oben aufgeklappt, um mehr seitliches Licht in die Räume zu lenken. Deswegen musste auch der Anbau für das Milchhäusle weichen. Der Erker wurde nochmals ein Stück verbreitert. Schließlich wurden die Fassaden von Erd- und Obergeschoss mit Schindeln verkleidet. Auf der Widerkehr zeigte sich noch ein Rest des vorherigen Gesimses. Um die Fassadenfläche der Obergeschosse nicht ganz so unförmig wirken zu lassen, wurde das frühere, regelmäßige Giebeldreieck mit einer Latte wieder angedeutet. Im Sockelgeschoss wurden die Stalltüren analog zur neueren Tür von 1887 vergrößert und in ihrer Anzahl wieder auf drei reduziert, noch blieb ein Rest des Sandsteingewändes der zugemauerten Türe in der Fassade sichtbar. Der neuen zweiflügeligen mittleren Türe musste eine der Erkerkonsolen weichen, seitdem sind nur noch zwei der Stichbalken des 17. Jahrhunderts in der Fassade sichtbar.



### 1986

Die heutigen Besitzer entschieden sich im Zuge des Dachausbaus zu Ferienwohnungen dazu, den Schwerpunkt der Fassade wieder mehr auf den historischen Giebel zu verschieben. Die überhohe Widerkehr wurde bis auf einen Kniestock rückgebaut, deren neues Dach bis über den früheren Abort verlängert. Die Verschindelung des nunmehr befensterten Giebeldreiecks wich einer typischeren Verbretterung. Die Fenster wurden im Zuge ihrer Erneuerung vereinheitlicht. Dieses Gesicht bewahrt der Eulersbacher Hof bis heute.

**Tafel 8: Hof im Oberreichenbächle**



Abb. 71: Der Hof im Oberreichenbächle nach 1934. Der obere Teil wurde durch eine Widerkehr erweitert, der untere Teil zeigt noch den Zustand von nach 1922 mit vorgezogenen Stuben und seitlicher Dachabschleppung.

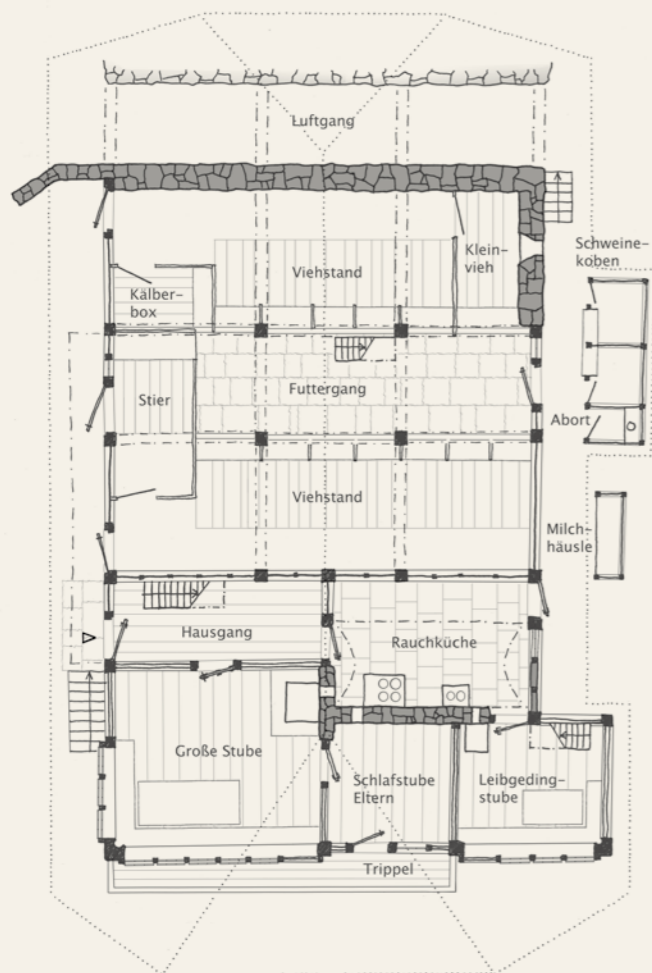


Abb. 72: Der untere Teil im Zustand von 1922, das Fachwerk etwas besser sichtbar.

**Die Metamorphose des Hofes im Oberreichenbächle**

Der Hof im Oberreichenbächle gehört zu den Schwarzwaldhöfen mit zweigeschossigem Wohnteil, so wie sie sich im 18. Jahrhundert in Kirnbach, Reichenbach, im Gutach-, aber auch im Elztal durchgesetzt haben. Gefügekundlich lässt sich auch der Hof im Oberreichenbächle anhand der im Bereich des Dachstuhles, aber auch im Inneren hier und da, noch erhaltenen Holzbauteile auf die Mitte des 18. Jahrhunderts datieren, ggf. sogar früher. Ein dendrochronologischer Befund liegt nicht vor. Der Kellereingang zeigt im sandsteinernen Türsturz eine Jahreszahl „1823“, die sich offenbar auf den Besitzerwechsel der Familien Hildbrand zu Wöhrle zurückführen lässt. Die Rekonstruktionszeichnungen stützen sich auf Befunde in Form noch existierender Holzbauteile in Wänden und Decken sowie der Dachkonstruktion, die Bauteile aus Bruchsteinmauerwerk sowie auf historische Photos. Einzelheiten wie die Positionen der Fenster oder die genauen Wandsysteme gewisser Räume im Urzustand sind über Analogieschlüsse entschieden worden.

**Um 1750**

Der damalige Neubau zeigt einen zweigeschossigen Wohnteil, hinter dem im Erdgeschoss unmittelbar der Stall mit Futtergang und zwei Viehständen quer zur Giebelrichtung anschließt. Über dem Stall befand sich im ersten Stock die Heulege, darüber die Arbeitsbühne mit Hocheinfahrt und Fahr. Das talseitige Drittel der beiden Stockwerke nahm die Wohnung ein, in Verlängerung des Hausganges lag die zweigeschossige Küche mit Gwölm. In der Fassade zeigten sich über dem massiven Sockelgeschoss mit Gewölbekeller im Erdgeschoss von links nach rechts die große Stube, die Elternschlafstube und die Leibgedingstube, im Obergeschoss darüber die Schlafkammern der Söhne und der Töchter, unter der Dachschräge die über eine eigene Treppe erreichbare Schlafkammer der Leibgedinger. Die Bautechnik bediente sich des Holzskelettes mit umlaufendem, verzapften Schwellenkranz, zweigeschossigen Wandständern und verblatteten Kopf- und Fußbändern. Die Stuben unten verfügten über durchgehende Erker zur Aufnahme der elfteiligen Fenster und Vorfenster mit Schiebern. Die Erdgeschosswände waren mit Bohlen, die

Obergeschosswände mit Dielen geschlossen, die Köpfe der Spannbohlen der Stubendecken waren von außen sichtbar. Vor dem Erdgeschoß zog sich ein Balkon, der „Trippel“, entlang, worauf die noch vorhandenen Stichbalken und die Reste des Türgewändes in der Wand hindeuten. Auch vor der großen Schlafkammer im Obergeschoss gab es einen Trippel, auch hier finden sich noch Reste des Türgewändes in der Wand. Einen Meter über die Fassade hinaus kragte im Dachbereich die von der Bühne aus erreichbare Galerie, geschützt von dem weit nach vorne und heruntergezogenen Strohdach.

Das Gebäude wurde in diesem Zustand 1886 der Länge nach zur Nutzung durch zwei verschwister-te Familien geteilt. Die vorderen Räume wurden der einen oder anderen Hälfte zugeschlagen, in der Küche wurde eine Wand aufgemauert, die den Rauchfang in der Mitte teilt. Der direkt an die Wohnung angrenzende Viehstand wurde aufgelöst und nun den Wohnungen als Schlafkammern zugeschlagen. Es gibt seitdem einen „oberen“ und einen „unteren“ Oberreichenbächlehof.



Abb. 74

**Tafel 9: Hof im Oberreichenbächle**



**1922**

Für 1922 ist die Neueindeckung des früheren Strohdaches mit Ziegeln bezeugt. Um die Ziegel nicht schräg schneiden zu müssen, wurde der Walm rückgebaut und die Firstpfette verlängert, sodass ein Satteldach entstand. Die damals im Lehengericht bereits verbreitete Mode des hohen verschalteten Giebels unter Satteldach, kam recht spät so auch ins Oberreichenbächle. Man kann davon ausgehen, dass spätestens dann auch die in Photos sichtbare Erweiterung des unteren Hofteils durch eine nach unten zur Sicherheit mehrfach abgestützte Fachwerkkonstruktion erfolgte, indem nach vorne hin ein Teil des Trippels

bzw. dessen Verlängerung den Stuben zugeschlagen sowie die ehemalige Leibgedingstube und jetzige Wohnstube seitlich um gut einen Meter verbreitert wurde. Dafür musste das Dach etwas aufgeklappt werden. Es wurden regelmäßig gesetzte Fensteröffnungen geschaffen, die so heute noch existieren. Die Sprossenfenster auf den zugehörigen Photos entstammen den ersten beiden Dekaden des 20. Jahrhunderts.

Nach den schlechten Erfahrungen der Nachbarschaft mit nicht mehr vom Walmdach geschützten Holzkonstruktionen, kann man davon ausgehen, dass spätestens jetzt auch die Erdgeschossfassade des oberen Hofteils ihren Trippel verlor und die Flächen verschalt wurden.

**1934**

Nun entschlossen sich auch die Bewohner des oberen Hofteils zu einer seitlichen Erweiterung um je ein Zimmer pro Geschoss. Es wurde die heute noch bestehende Widerkehr errichtet. Im Zuge dessen erhielt auch die angrenzende Fassade des Altbaus eine Umgestaltung, der Trippel im Obergeschoss entfiel, neue symmetrisch gesetzte, größere Fenster in der typischen Dreiteilung mit Oberlicht wurden eingebaut, die Flächen mit einer horizontalen Bretterschalung verkleidet und damit die frühere Gliederung komplett überspielt. Im Anbau verspringen gegenüber dem Altbau die Geschossdecken, um mehr Stockhöhe zu erhalten. Dort können nun auch die Fenster größer sein.

Der untere Hofteil wurde zunächst nicht weiter verändert.

**Tafel 10: Hof im Oberreichenbächle**



**1952**

Nun erhielt auch der untere Hofteil eine Widerkehr mit je einem Zimmer pro Geschoss in Verlängerung der vorspringenden Gebäudevorderkante. Der angebaute Teil wurde auf einem nun ebenfalls vorspringenden neuen Keller errichtet. Auch hier verspringen leicht die Geschossdecken, die Fensteröffnungen konnten größer werden und zeigten nun auch ein Oberlicht, verzichteten aber zeittypisch auf die Binnensprossen, die auch aus den älteren Fenstern herausgenommen wurden. Die Eigentümer konnten sich darauf einigen, die nun immens in die Breite gewachsene Frontfassade mitsamt der Widerkehren komplett verschindeln zu lassen, wobei der feine Unterschied in einer Horizontalgliederung des oberen Hofteils besteht.

**2016**

Der Bauzustand von 1952 blieb lange erhalten, lediglich neue, ungeteilte Fenster wurden in den 70er-Jahren in beide Teile eingebaut, mitsamt einem modischen, großen Blumenfenster in der Stube des oberen Hofteils. Ende 2016 wurden wiederum die Fenster erneuert, im oberen Hofteil dürfen sie nun wieder Sprossen zeigen. Im Zuge einer notwendigen Dachsanierung einigte man sich 94 Jahre nach dessen Verschwinden auf die Wiedererrichtung eines vorkragenden Halbwalms.



*Abb. 73: Die Küche des unteren Teiles nach 1922, es gibt schon kein offenes Feuer mehr.*



*Abb. 75: Zustand um 1990 mit neuen Fenstern.*

#### **Abbildungsnachweise:**

Abb. 1, 4, 7, 11, 14-16, 18, 20, 21, 23, 24, 26-31, 33-35, 38, 39, 41-44, 48, 49, 52, 54-56, 59-62, 64, 70, 76, Tafeln 1-15: Hardy Happle (eigene Photographien, eigenhändige Zeichnungen, historische Photographien im Privatbesitz)

Abb. 3, 5, 6, 9, 13, 19, 25, 32, 45, 46, 50, 53, 57, 58, 63, 65-69, 71-74: Stadtarchiv Schiltach

Abb. 9, 17: Richard Schilling, Das alte malerische Schwarzwaldhaus, Freiburg i. Br. 1915.

Abb. 10: Hermann Schilli, Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953.

Abb. 36: Johann Friedr. Mayer, Lehrbuch für die Land- und Haußwirthe in der pragmatischen Geschichte der gesamten Land- und Haußwirthschaft des hohenlohe Schillingsfürstischen Amtes Kupferzell, 1773. Tafel VII. Entnommen aus dem Exemplar der Zentralbibliothek Zürich.

Abb. 01, 22: Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof

Abb. 40: Claudia Karrer

Abb. 37: Rosenzweig ([https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Wackershofen\\_Freilandmuseum\\_Bauernhaus\\_Zaisenhausen\\_20070716\\_2.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Wackershofen_Freilandmuseum_Bauernhaus_Zaisenhausen_20070716_2.jpg))

Abb. 75: Kerstin Gothe

Abb. 12: Gescannt aus: Egon Rieble: Wilhelm Kimmich – der Maler des Schwarzwalds. Stuttgart 1982, 15.